



24. Heft | 28. November 1917

LUDWIG QUESSEL · KATHEDER- UND KANZEL- IMPERIALISMUS IN ENGLAND

FREI von objektiver Erkenntnis und scheinbar im Gegensatz zu ihr haben deutsche Dichter im Sturm dieses Weltkriegs das Rauschen des Religionskriegs zu hören vermeint, so daß sie glaubten diesen großen Kampf der Nationen mit den großen Kriegen der beiden letzten Jahrhunderte nicht gleichstellen zu dürfen, ihn vielmehr als eine *Erdkatastrophe*, als eine *Weltenwende* bezeichnen zu müssen, deren Geist, einzig in seiner Art, noch am meisten an die großen Religionskriege erinnert.

Geht man nun von den Kriegszielen als dem relativ zuverlässigsten Ausdruck für den Geist des Krieges aus, so läßt sich sagen, daß ihm auf seiten der Kontinentalvölker im Grunde nichts Unerhörtes innewohnt. Die Zentralmächte kämpfen lediglich um die Unversehrtheit ihrer territorialen und wirtschaftlichen Existenz. Daß Frankreich die 1871 verlorenen Provinzen zurückgewinnen möchte, fällt auch nicht aus der Erfahrung der neuern Geschichte heraus. Noch weniger überraschend ist, daß Serbien Bosnien und die Herzegowina, Rumänien die ungarischen Gebiete bis zur Theißlinie, Italien die Adrialänder, die Polen und Tschechen einen eigenen nationalen Staat haben möchten. Alle diese Bestrebungen sind ja nur die Fortsetzung früherer nationaler Bewegungen, die zumeist in den vierziger Jahren begannen und das 19. Jahrhundert erfüllten. Nicht die Kriegsziele der Kontinentalvölker sind es also, die diesen Krieg mit mystischem Geist erfüllen. Wenn die Dichter nichtsdestoweniger recht haben sollten, daß dieser Krieg nicht nur nach seinem Umfang sondern auch seinem Geist nach kein Krieg wie früher einer ist, so muß sein fremdartiger, am stärksten an die Religionskriege erinnernder Charakter in den Kriegszielen Englands begründet sein. Diesen müssen Ideen und Ideale innewohnen, die etwas darstellen, das aus unserer historischen Erfahrung herausfällt und uns an die Zeiten gemahnt, da die Völker einander zu bekämpfen glaubten, um Gottes Werk auf Erden vor böswilligen Angriffen zu schützen. Tritt man nun den britischen Kriegszielen näher, so erkennt man, daß das Gefühl der Dichter in der Tat dem Politiker bei seinem Urteil über die Tendenzen des Krieges den richtigen Weg weisen kann. Die Kriegsziele der beiden angelsächsischen Reiche sind die des britischen Imperialismus, der zuerst ein Imperialismus des Katheders war, um dann ein Imperialismus der Kanzel zu werden. Die-

ser Katheder- und Kanzelimperialismus verdient deshalb gesteigerte Aufmerksamkeit, weil er uns nicht nur die Kriegsziele Englands enthüllt sondern uns auch den Geist offenbart, aus dem heraus der Krieg von den angelsächsischen Völkern gegen uns geführt wird.

BEGRÜNDER des Kathederimperialismus ist Charles Dilke. Als junger Mensch, der soeben erst die Universität verlassen hatte, verkündete Dilke 1868 seine imperialistische Auffassung über das »größere Britannien«, das er auf einer Weltreise durch die englisch sprechenden Länder der Erde sozusagen erstmals entdeckt hatte.¹⁾ Er schildert seine Entdeckung wie folgt:

»Ich folgte dem Genius Englands rings um die Welt: überall befand ich mich unter englisch redenden Menschen oder in englisch regierten Ländern. . . Der Gedanke, der sich mir bei all meinen Reisen aufdrängte, als mein steter Begleiter und Führer . . ., war der überwältigende Eindruck von der Größe unseres Stammes, der schon jetzt den Erdball umspannt und wohl bestimmt ist ihn einst ganz zu erfüllen. . . In Amerika werden zwar die Völker der Erde zusammengeschmolzen, aber sie werden in eine englische Form gebracht. . . Wenn man aus Höflichkeit zwei Inseln Großbritannien nennt, dann sind Amerika, Australien, Indien offenbar ein Größeres Britannien.«

Es muß heute besonders hervorgehoben werden, daß schon bei der Prägung des Wortes Greater Britain durch Dilke der Gedanke vorherrscht, daß Amerika nicht nur nicht außerhalb des Größern Britanniens steht, vielmehr einer seiner Teile, und zwar der wichtigste und zukunftsreichste, ist. Dilke verschweigt es seinen Lesern freilich nicht, daß in Amerika »die Vermischung mit anderen Volkstypen das englische Blut modifiziert« habe. Aber er legt (abseits stehend von jedem nur mit Faktoren des Bluts rechnenden Rassenfanatismus) diesem Umstand für die Verwirklichung des panbritischen Reichs keine entscheidende Bedeutung bei. Er ist vielmehr geneigt in der assimilatorischen Kraft der angelsächsischen Gemeinschaften einen erhebenden Beweis für die großen Energieen des britischen Geistes zu sehen, der ihm gerade deshalb zur Weltherrschaft prädestiniert erscheint. Trotz der starken Beimischung germanischen, keltischen und slawischen Blutes, oder gerade deshalb, ist ihm Amerika das klassische Land britischer Kolonisation. Ob die Amerikaner nichtangelsächsischer Abstammung wollen oder nicht, »es ist das Recht Alfreds des Großen und die Sprache Chaucers, die sie beherrschen«. Amerika hat seine britischen Kulturformen »den Söhnen Deutschlands, Irlands, Skandinaviens, Frankreichs und Spaniens aufgeprägt. Durch das Gebilde Nordamerikas redet England zur Welt.«

Wie Dilke, so halten auch die anderen representative men des britischen Kathederimperialismus konsequent an dem Gedanken fest, daß Amerika der zukunftsreichste Teil des panbritischen Weltreichs sei. John Robert Seeley, neben Dilke der hervorragendste Vertreter des britischen Kathederimperialismus, der ihm in zwei wissenschaftlichen Werken²⁾ die historischen Waffen zur Bekämpfung der verachteten *little Engländer* lieferte (die Kathederimperialisten hielten sich verpflichtet eine deutsche Benennung für ihre Gegner einzuführen, weil in der englischen Sprache kein passender Ausdruck für die Beschränktheit ihres politischen Horizonts zu finden sei), warnt seine Hörer und Leser falsche Schlüsse aus der Geschichte Amerikas zu ziehen,

¹⁾ Siehe Dilke *Greater Britain: A Record of Travel in English-Speaking Countries* (London 1868/).

²⁾ Siehe Seeley *The Expansion of England* (London 1883/ und *Greater Greece and Greater Britain* (London 1887/).

weil die das Mutterland von Amerika trennenden Kräfte schon lange aufgehört hätten zu wirken:

»Es ist im allgemeinen wahr, daß ein dringender Grund für Politiker Geschichte zu studieren der ist, daß sie sich vor Anwendung falscher geschichtlicher Analogieen . . . schützen. Solche irriige Ansichten sind auf die amerikanische Revolution gegründet, und doch ging sie aus Umständen und aus einer Weltlage hervor, die seitdem längst vergangen ist. . . Die großen Ursachen der Trennung [Amerikas von England], Ozeane und Verbote aus religiösen Gründen, haben ihre Wirkung auszuüben aufgehört. Umfassende Kräfte der Einigung: Handel und Auswanderung, haben zu arbeiten begonnen. Inzwischen gewinnen die natürlichen Bande, die die Engländer verbinden, im Augenblick, wo der gegenwirkende Druck beseitigt ist, ihren Einfluß zurück: Ich meine die Bande der Nationalität, der Sprache und Religion.«

Für Dilke und Seeley steht es somit fest, daß die Kolonien Englands nicht den Weg Amerikas gehen werden, sondern umgekehrt, daß Amerika (besonders in der Stunde der Gefahr) den Weg zum panbritischen Völkerbund sicher und unvermeidlich zurückfinden wird. Dieser Umstand, daß die Kathederimperialisten das Hauptgewicht auf den Anschluß Amerikas an den panbritischen Völkerbund der Zukunft legen, bestimmte den von der französischen Akademie preisgekrönten Historiker des britischen Imperialismus, Victor Bérard, dessen weltpolitische Ziele wie folgt zu umschreiben:

»Um den ganzen Erdball handelt es sich, um die Gründung eines englischen oder vielmehr angelsächsischen Reiches, das alle Briten der Welt vereinigen soll, das heißt alle Personen und alle Gemeinschaften, die englisch sprechen. Indien will man mit Canada, Australien mit Ägypten, die Vereinigten Staaten mit Südafrika verbinden. Aus diesen einzelnen Stücken will man dem alten Mutterland einen imperialen Mantel fertigen. Republiken und Monarchieen, souveräne Staaten und Kronkolonien, freie Völker und abhängige, unterworfenen Massen sollen zu einem Staatenbund vereinigt werden. Mit feinen, aber unzerreißbaren Fäden will man bewirken, daß der englische Wille jederzeit von einem Lande zum andern springen, daß die englische Kraft um die ganze Erde strömen und ihre Wirkungen entfalten kann.«³⁾

Mit zwei Dritteln der weißen Menschheit und mit einer halben Milliarde farbiger, unterworfenen Völker soll also das neue panbritische Reich aufgerichtet werden, ein Reich, das die ganze Erde umfaßt, demgegenüber, wie Seeley sagt, »Frankreich und Deutschland ganz zwerghaft erscheinen« müssen. Es wäre nun aber ganz falsch Dilke und Seeley als politisch einflußlose Theoretiker anzusehen. Dilke ist zwar Akademiker, im übrigen aber ein Mann der Politik. Als sein Buch erschien, waren damit die Ideen Goldwin Smith', der die Beschäftigung mit so viel Kolonien, die Vormundschaft über so viel Millionen entfernt wohnender Menschen als zu beschwerlich für das Mutterland hingestellt hatte, völlig erledigt. Dilkes Werk, das einen durchschlagenden Erfolg errang, brachte ihn mit 25 Jahren ins Unterhaus. Falsch wäre es auch den britischen Kathederimperialismus als konservativ anzusehen. Im Gegenteil, er ist radikal. Dilke schloß sich ein Jahr nach dem Erscheinen seines Buches dem republikanisch gesinnten Radikalismus an, in dessen Reihen er sich durch die Agitation gegen die Königliche Ziviliste hervortat. Auch Seeley war nichts weniger als konservativ. Er kam vom religiösen Radikalismus her; sein anonym veröffentlichtes Buch *Ecce homo*, das in freigeistigem Sinn das Leben Jesu schildert, erregte in England ungeheures Aufsehen. Als Professor der neuern Geschichte in Cambridge übte er einen großen Einfluß auf die britische Intelligenz aus, der

³⁾ Siehe Bérard *L'Angleterre et l'imperialisme* (Paris 1901, Seite 58).

sich bald in der Leitung des Staates, insbesondere aber im Auswärtigen Amt, bemerkbar machte.



U einer Volksbewegung wurde der britische Imperialismus freilich erst, als er die akademische Gewandung ablegte und sich ein religiöses Kleid überwarf. Zwei Männer von ungleichem Genie, aber beide von großem Können, waren es, die aus dem Kathederimperialismus einen Kanzelimperialismus machten: James Anthony Froude, der wegen seines religiösen Radikalismus gemäßregelte Priester, ward der Prophet der neuen Glaubenslehre; Rudyard Kipling, der große Poet, ward der kirchliche Vorsänger, der gekrönte Dichter des neuen Kultus. Froudes prophetische Gedanken rollen wie Wogen, bald durchsichtig klar bald dunkel und trübe, rauschend dahin und umfluten das verkündete Ozeanien, jede ein Stück dieses ozeanischen Weltreichs widerspiegelnd, das sie in zahllosen Bildern uns in die Augen strahlen.⁴⁾ Im Gegensatz zu Froudes Prophetie ist Kiplings Dichtung ganz der panbritischen Wirklichkeit zugewandt. In allen angelsächsischen Gemeinschaften, wo Kiplings Werk hindrang, in Amerika, in Südafrika, in Australien, wirkte es wie ein Strom, der alles mit sich fortreißt: Männer und Frauen, Arbeiter und Bürger, Gewissen, Herzen und Seelen. Am Seil seiner Verse und Erzählungen werden seine Leser unvermeidlich zu dem Gefolge der neuen Glaubenslehre hingeleitet. Kipling hat Worte für alle Ohren und für alle Herzen des Angelsachsentums. In ihm scheint das Wunder der Gabe aller Sprachen sich erneuert zu haben. Zugleich und nach einander redet er in allen Mundarten der angelsächsischen Menschheit: Argot, Jargon, Negerenglisch und Hindubritisch. Von London bis Calcutta, von Sidney bis New York, von Westminster bis zu den Schenken, Bars und Docks: überall macht er die neue Lehre verständlich. Und dieses panbritische Weltreich, das die Zweifler als noch so fernliegend sahen, als so schwer zu vereinigen und selbst kennen zu lernen, macht jedes seiner Werke auch dem einfachsten Verstand gegenwärtig und sichtbar: da sind die Schneefelder und Seen Nordamerikas, da sind die blauen Berge und Reeden Australiens, da der glühende Staub und das Gestrüpp des Sudan, da ist Indien mit seinen Völkern der Berge, Ströme und Sümpfe. Das panbritische Weltreich ist im Hirn dieses Mannes schon fertig; Kipling hat es für die Einbildungskraft seiner Leser erschaffen, und das ganze Angelsachsentum, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, liest ihn. Und das Lesen der Kiplingschen Dichtung ist kein bloßer Zeitvertreib: es ist Erbauung. Bérard, der scharfsichtige und vorausschauende Franzose, trifft den Kern der Sache, wenn er, 14 Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs, die Wirkung der Kiplingschen Dichtung auf das Angelsachsentum der ganzen Welt wie folgt schildert:

»Und jedes seiner Worte wird unter dem dünnen Firnis der Zivilisation, der unsere Barbarei verdeckt, das brutale Temperament der Rasse wecken und irgendeine alte Idee, irgendeine alte, wahrhaft imperiale Leidenschaft aufrütteln: die Eitelkeit der Stärke, die Großmannssucht des Reichtums, das Pharisäertum der Tugend, den Rausch des roten Bluts, das Fieber des Abenteurers, den Fanatismus der nationalen Mission, den Stolz auf die angelsächsische Überlegenheit, Haß und Verachtung gegen die anderen Rassen. Kipling flößt jedem seiner Leser eine imperialistische Seele ein.«⁵⁾

Will man die Gewalt, mit der der Kanzelimperialismus sich Bahn brach,

⁴⁾ Siehe Froude *Oceana, or England and her Colonies* (London 1886/).

⁵⁾ Siehe Bérard, am erwähnten Ort, Seite 63.

richtig verstehen, so muß man sich daran erinnern, daß bei keiner andern Rasse der Welt politische Ideen in religiöser Gewandung so leicht Eingang finden wie beim Angelsachsentum. Bei diesem Volk stand es seit Cromwells Tagen im Grunde immer fest, daß Gott die Stämme Albions zur Weltherrschaft auserwählt hat, damit aus dieser irdischen Räuberhöhle voller Leiden und Verbrechen einmal das gelobte Land der Tugend und des Glücks werde. Wie sichtbar nun Gottes Segen auf den Stämmen Albions ruht, das zeigte der Kanzelimperialismus den Massen an der Hand der Statistik. Zu Beginn des Jahrhunderts habe es in der Welt nur 20 Millionen englisch sprechende Menschen gegeben, an seinem Ende war ihre Zahl auf 130 Millionen angewachsen: 40 in Europa, 70 in Amerika, 20 in anderen Teilen der Welt. Das sei Gottes Segen, das sei sein, nicht Menschenwerk. Dagegen habe Gott die früheren Todfeinde der britischen Weltherrschaft, die Franzosen, sichtbarlich mit Unfruchtbarkeit gestraft. Zu Beginn des Jahrhunderts noch um ein volles Drittel zahlreicher als die Angelsachsen der ganzen Welt, habe die Volkszahl der Franzosen am Ende des Jahrhunderts nur noch ein Drittel der angelsächsischen Bevölkerungsziffer betragen. Kein Zweifel sei daran zulässig, daß das Angelsachsentum, wenn es nach der Weltherrschaft strebt, lediglich ein Gebot Gottes erfüllt. So ward der Imperialismus, umstrahlt von mystischem Glanz, mit der Bibel am Herzen und mit dem Schwert in der Rechten, der Menge von seinen Aposteln vorgeführt, so warben sie ihre Anhänger, von denen Bérard sagt, daß »der Imperialismus ihr einziger Kultus, das Ruler Britannia nur ihr neuester Psalm ist«.



S ist nur natürlich, daß der Imperialismus des Katheders und der Kanzel, der von den Gebildeten als modernste Soziologie, von der Masse als neueste Religion akzeptiert worden war, auch bald Eingang in die Staatspraxis fand. Nach und nach rückten die Gelehrten und Apostel der neuen Lehre in führende Stellungen auf. 1880 wird Dilke Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, Seeley wird 1894 in den Ritterstand erhoben, Froude als Professor der neuern Geschichte 1892 nach Oxford berufen. So ward der Imperialismus als offizielle britische Staatslehre anerkannt, und seine Repräsentanten finden Anstellung in der Regierung und an Englands ersten Hochschulen. Seine Wirkungen in der Politik sollten sich auch bald zeigen. Der südafrikanische Krieg war lediglich das Debüt des britischen Imperialismus. Bérard, der wohl am tiefsten in dessen Geist eingedrungen ist, sagt schon 1900 voraus, daß »er sich auf Afrika nicht beschränken wird, daß er die Welt, die beiden angelsächsischen Hemisphären, das panbritische Weltreich haben muß«.

Man hat sich in anglophilen Kreisen, wo man zumeist keine Ahnung von den Regungen der britischen Volksseele, von den großen geistigen Strömungen im Angelsachsentum hat, höchlichst darüber gewundert, daß der Haß gegen Deutschland nirgends zügelloser zum Ausdruck kommt als von der Kanzel, als in der angelsächsischen Erbauungsliteratur.⁶⁾ Zur Verwunderrung liegt hier jedoch gar kein Anlaß vor. Der Kanzelimperialismus hat den Krieg gegen Deutschland von Anbeginn zu einem Religionskrieg in dem Sinn gestempelt, daß Gott die britischen Heerscharen berufen hat sein Werk

⁶⁾ Missionspräses Genähr (Beiträge zur Kriegsscolenkunde des Engländers /Gütersloh 1917/) hat aus der englischen Erbauungsliteratur umfangreiches Material für den Haß der britischen Kanzelimperialisten gegen Deutschland zusammengetragen, dessen tieferer Ursprung ihm jedoch unbekannt geblieben ist.

(das panbritische Weltreich) vor den deutschen Angriffen zu schützen. Fällt Deutschland (und das ganze Angelsachsentum glaubt, daß dies Gottes Wille sei), so wird fortan Friede auf Erden, die Pax britannica, herrschen. Es ist nicht zuletzt dieser Glaube, aus dem das Angelsachsentum seine Siegeszuversicht schöpft. Und wie die den Erdball umspannenden Kriegsziele der Angelsachsen diesem Krieg einen Charakter geben, der aus dem Rahmen unserer historischen Erfahrung herausfällt, so hat die eigenartige Verquickung religiösen und imperialen Fühlens in England einen kriegerischen Geist erzeugt, der an die Zeiten Cromwells erinnert, der Irland als das Land der Amalekiter behandelte und seine Truppen als Kinder, als Streiter Gottes begrüßte. Es hilft nichts sich gegen die Erkenntnis zu sträuben: Der Krieg gegen uns wird von den angelsächsischen Massen im Namen der Religion geführt. Die deutschen Dichter, die in diesem großen Kampf der Nationen den Sturm des Religionskriegs brausen hörten, standen daher der Wahrheit weit näher als unsere anglophilen Politiker, die sich heute noch nicht recht entschließen können ihre Illusion von dem Verständigungsfrieden mit dem Angelsachsentum auf Kosten der anderen Kontinentalvölker aufzugeben. Gewiß, religiöse Ideologien, auch wenn sie die Masse zeitweilig noch so tief ergreifen, sind, wie alles Ideologische, das nicht von starken wirtschaftlichen Kräften getragen wird, vergänglicher Natur. Der Kanzel-imperialismus Englands schwebt aber nicht als Ideologie frei in der Luft. Ihm steht der britische Wirtschafts-imperialismus zur Seite, der, aus ökonomischen Kräften, aus der sozialen Not der Zeit geboren, ihn stützt und trägt. Dieser britische Wirtschafts-imperialismus, der seit 1885 sich mit der Aufgabe abquälte, wie England der deutschen Konkurrenz Herr werden kann, und der in zahlreichen Blaubüchern, Konsulatsberichten und Verhandlungsprotokollen parlamentarischer Kommissionen einen Niederschlag gefunden hat, ist für das industrielle England, dem Welthandel und Welt-herrschaft immer zwei zusammengehörende Dinge waren, zweifellos die entscheidende Kraft. Katheder- und Kanzel-imperialismus bilden nur seine ideologische Umhüllung, allerdings eine solche, die für seine Herrschaft über die Geister unentbehrlich ist.

MAX SCHIPPEL · KOLONIALE ARBEITSVERFASSUNG UND BEVÖLKERUNGSPOLITIK

DER tiefeinschneidende Wesensunterschied zwischen europäisch-mutterländischer und kolonialer Entwicklungsgrundlage und Entwicklung: zwischen organisch aus ihren naturgemäß-geschichtlichen Vorstufen herausgewachsener Wirtschaftskultur und künstlich übertragener, fremden Produktions- und Lebensverhältnissen von außen her aufgepfropfter Wirtschaftsweise, kommt zu besonders auffälligem Ausdruck auf den Gebieten des Bevölkerungsstandes und -wachstums und der Arbeitsverfassung.

Was wir nach diesen Richtungen in den europäischen Kernländern fast jederzeit als durchschnittlichen Normalzustand voraussetzen dürfen, fehlt in den kolonialen Außenzonen zunächst vollständig und ist selbst mit den außerordentlichsten staatlichen und freiorganisatorischen Kraftanstrengungen in langer Zeit nur bruchstückweise und immer wieder rasch hinfällig

wie ein ausnahmsweiser vergänglicher Glückszufall zu erreichen. Was daheim in der alten Welt als peinliche Störung des gewohnten sozialen Kräftegleichgewichts empfunden und beurteilt wird, erscheint übersee nicht selten als dauernde, vorläufig als unabänderlich hinzunehmende, obwohl wenig erfreuliche Voraussetzung des sozialen Zusammenlebens und produktiven Zusammenwirkens der Menschen.

Aus der europäischen Wirtschaftsgeschichte, vor allem aus den großentworfenen, scharfumrissenen Marxschen Charakteristiken der hervorstechendsten wirtschaftsgeschichtlichen Umwälzungszeiten, wissen wir zwar, daß auch bei uns eine neue höhere Produktion häufig eine gewisse Zeit brauchte, um die ihr entsprechende Menge, Gliederung und Beweglichkeit der verfügbaren Bevölkerung zu erringen. Im Beginn unserer kapitalistischen Produktion, als eine ausgedehnte selbständige Bauernwirtschaft auf dem Lande und eine kleinhandwerkliche Zunftorganisation in den Städten das Anschwellen der Lohnarbeiterklasse noch stark in Schranken hielt, als zudem die in der Gegenwart neuentstehende und aus der Vergangenheit überlieferte Lohnarbeiterklasse sich nicht sofort und ohne Reibungen in den Rahmen der jüngern Produktionsordnung eingliederte, da folgte die Zufuhr von brauchbarer Lohnarbeit nur langsam und stockend der mit jeder neuen Kapitalsansammlung rasch sich steigernden Nachfrage, und harte staatliche Eingriffe erzwangen erstnals ein reichlicheres und gefügigeres Arbeitsangebot, bis sich »im Fortgang der kapitalistischen Produktion« eine Arbeiterklasse entwickelte, »die aus Erziehung, Tradition, Gewohnheit die Anforderungen jener Produktionsweise als selbstverständliche Naturgesetze anerkennt« (Marx).¹⁾

Immerhin verrät die Alte Welt niemals ihren Grundzug: daß nationale (heimische) Bevölkerung und nationale (heimische) Wirtschaft mit einander emporgewachsen und nach Möglichkeit einander angepaßt sind. Nach Überwindung vergänglicher Übergangsstörungen entspricht daher dem Umfang der notwendigen und gewinnlockenden Produktion die Größe der umgebenden Bevölkerung, lange Zeit sogar reichlich und überreichlich, unter Bereitstellung einer zahlreichen *industriellen Reservearmee*, einer periodischen oder selbst dauernden *Übervölkerung*, gemessen an dem produktiven Menschenbedarf des Kapitals. Ähnlich steht die technische Ausgestaltung und die zweigweise Gliederung der Produktion hinreichend in Einklang mit der beruflichen Schulung und körperlich-geistigen Leistungsfähigkeit sowohl der arbeitsausführenden Massen wie der arbeitsleitenden und arbeitsergänzenden verbindenden Mittelglieder zum Unternehmertum hin. In der Hauptsache, in den meisten Fällen sogar bis zu voller Ausschließlichkeit stützt sich daher der Arbeitsbegehrt der heimischen (nationalen) Wirtschaft auf die Arbeitszufuhr aus der eigenen (nationalen) Einwohnerschaft. Findet zwischen zwei Gemeinwesen, innerhalb des hier allein in Betracht kommenden Wirtschaftsbereichs, dennoch ein merkbarer Bevölkerungsaustausch statt, so ist er geographisch kaum besonders weitgezogen, mehr Nachbarschaftsverkehr als tief zurückgreifende Strömung, und vielfach beruht er selbst dann noch auf ausgleichender Gegenseitigkeit im Geben und Nehmen. Nur ganz überraschend aufstrebende, den Durchschnitt hoch über-

¹⁾ Siehe Marx Das Kapital I, 4. Auflage /Hamburg 1890/. Seite 703.

fliegende Industriestaaten weichen auf den Gipfeln ihrer Erfolge stärker von diesen Grundzügen ab; auch sie jedoch kaum jemals hinsichtlich ihrer reifsten, für die erzielte ökonomische Entwicklungsstufe kennzeichnendsten Produktions- und Arbeitsgebiete sondern vorwiegend und ausnahmslos betreffs ihrer weniger qualifizierten Ansprüche und Betätigungen; Der Fremdarbeiter taucht selbst unter dieser Ausnahmevoraussetzung in größerer Zahl nicht auf den Höhen sondern in den tieferen Schichten des allgemeinen Arbeitsheeres auf.

Im schroffsten Gegensatz hierzu muß die künstliche Überpflanzung altweltlicher Produktion und Bedarfsdeckung auf neuweltlichen Boden fast alle ihre sozialen Lebensbedingungen sich selber schaffen, weil sie kaum eine einzige fertig oder auch nur in lebenskräftigen Keimen vorfindet. Bergbau, jagd- und agrarwirtschaftliche Sammeltätigkeit sehen sich oft auf hoffnungslose Menscheneinöden hingewiesen. Selbst die Weiträumigkeit des wilden Jagd- und Nomadendaseins erscheint dem Beginn planmäßiger europäischer Produzierens als vollkommene Menschenleere. Bietet sich als Umwelt eine dichtere Bevölkerungsanhäufung dar, so ist sie ein Hohn auf selbst die einfachsten Anforderungen an bloße Arbeitsgewöhnung, und erst recht an besondere berufliche Vorbereitung und Verwendbarkeit. Fast immer muß die alte Heimat die leitenden und geschulten Kräfte aller Art liefern, weil an Ort und Stelle selbst die bescheidensten Ansätze dazu mangeln. In Siedelungskolonien entfaltet sich diese Heranziehung mit der Zeit zur vollständigen Bevölkerungsneubildung, zur Neugründung und zum unwiderstehlichen Aufblühen ganzer weißer Neustaaten und Neureiche, zur grundstürzenden Wandlung des menschheitlichen Aufbaus ganzer Erdstriche und Erdteile, wie in Nord- und Südamerika, Australien. In Pflanzungskolonien häufen sich in sonst beispielloser Weise die Bevölkerungsumsiedlungen innerhalb der Gebiete gleicher Staatshoheit, aber nicht minder zwischen staatlich sich fremden und zusammenhanglosen Erdstrichen. Die Kolonien, und zwar nicht nur die europäisch ackerbau- und viehzuchttreibenden, erheben sich so zu den Schauplätzen der größten menschheitlichen Wanderbewegungen, recht häufig unter unvergleichlichen weltgeschichtlichen Folgewirkungen daheim und übersee. Seit vielen Jahrhunderten schon, doch vor allem erst seit dem, die ganze Alte wie Neue Welt umwälzenden Jahrhundert der großen Entdeckungen, und mit vollster Wucht eigentlich erst in den allerjüngsten Jahrzehnten.



FÜR die Überpflanzung fremdabstämmiger Landwirtschaft, aber auch eines vollkommen europäischen Bergbaubetriebs und einer an beide übertragenen Produktionen sich anschließenden, vollends in keiner ursprünglichen Faser und Zelle autochthonen Industrie gewähren selbstverständlich die Vereinigten Staaten von Amerika nach wie vor das erkenntnisergiebigste Beobachtungsfeld. Gerade auch für die internationalen Völkerwanderungen, die den angeführten Produktionsübertragungen gleichlaufen und folgen und die, wie bei fast allen hervorragenden Siedelungskolonien, durchaus nicht nur einseitig dem alten Mutterland entsprangen, oder nach der Unabhängigkeitsgewinnung keineswegs nur den nunmehr die Kolonisation regierungsmäßig leitenden Zentren (im Fall der Union: den früher und stärker bevölkerten Ost- und Südstaaten), zu denen vielmehr nach wie vor alle Staaten Euro-

pas beitragen: je nach ihrem Bevölkerungsüberschuß und ihrer Heimatmüdigkeit, nach ihrer Ortsbeweglichkeit und ihren überseeischen Verbindungen. Denn, um frühere Darlegungen kurz zu wiederholen²⁾: fast alle tiefgehende Siedelungskolonisation war in ihrer Bevölkerungs- und Zuwanderungspolitik bisher international. Sie hielt wohl ihre Einlaßplätze und ihre Ausbreitungsländereien eifersüchtig unter der nationalen Flagge fest, aber durch ihre Tore und über ihr sich erschließendes Innere wälzte sich ununterbrochen und staatlich-rechtlich fast ungehemmt das denkbar bunt-scheckigste Völkergemisch: von Engländern, Schotten und Iren, von Deutschen, Schweizern und Skandinaviern, von italienischen, spanischen und portugiesischen Romanen, von österreichischen, russischen und balkanischen Slawen. In diesem bevölkerungspolitischen Sinn, nach ihren Bevölkerungsgrundlagen sind, um marxisch zu sprechen, die Vereinigten Staaten so gut wie die Laplataländer, oder wie Canada, Australien und Südafrika (obwohl in verschiedenen Abstufungen, die sich aus Natur und Geschichte der siedelungskolonialen Einzelgebiete und aus mehr zufälligen Zusammenhängen zwischen den Einzelgebieten der neuen und der alten Welt erklären) stets »Kolonialland Europas«, nicht bloß dieses oder jenes europäischen, oder amerikanischen, afrikanischen oder australischen Vormachtsstaats gewesen.

Wie hat dieser dauernde ungeheure Erdrutsch zwischen Alter und Neuer Welt die Bevölkerungszusammensetzung Amerikas, im Norden wie im Süden, umgestaltet! Angesehene amerikanische Historiker und Statistiker halten es für wenig wahrscheinlich, daß bei der ersten Ankunft von kolonisierenden Weißen innerhalb der heutigen Grenzen der Vereinigten Staaten eine wesentlich höhere Zahl von Indianern als gegenwärtig gelebt habe (nach dem Zensus von 1910 265 683). Heute wohnt diese Handvoll Urein-gesessener neben 81 731 951 Weißen, die ohne Ausnahme von Einwanderern abstammen oder vielmillionenweise selber noch eingewandert sind (vor dem Kriegeausbruch nahm die Union zuletzt jährlich stets über 1 Million Einwanderer auf). Was in Landwirtschaft, Bergbau und Industrie, in Handel und Transport sich rührt und regt, nimmt mittelbar oder unmittelbar seinen Ursprung aus dieser weltwirtschaftsgeschichtlich einzig dastehenden transplantation of peoples, wie ein den Engländern sehr geläufiger, charakteristischer Ausdruck für die hier geschilderte Seite der großen europäischen Kolonisationsbewegung lautet. Und wenn diese beispiellos massenhafte Bevölkerungverpflanzung vom alten zum jungen Erdteil erst nach dem Bürgerkrieg der sechziger Jahre ihre Vollkraft erreichte, und wenn sie im kaum begonnenen 20. Jahrhundert sogar noch viel höhere Gipfel erschwang als jemals in den siebziger und achtziger Zenitjahren, die bereits alles Frühere in den Schatten gestellt hatten: ist diese weitere große Auffüllung der Menschenlücken eines jungen Erdteils nur ein Bevölkerungsaustausch und eine Bevölkerungsabgabe wie zwischen alten europäischen Staaten mit vorwiegend autochthoner Entwicklung, oder spielt hier noch immer die wesentlich andersgeartete Übertragung altweltlicher Produktion auf große verhältnismäßig produktionsleere neuweltliche Flächenräume mit hinein: Räume, die zwar von ihren rothäutigen Vorbesitzern längst verlassen und preisgegeben,

²⁾ Siehe Schippel Sibirien als Siedelungskolonie, in den Sozialistischen Monatsheften, 1912 II, Seite 914 ff. Die eine große Ausnahme für das oben Wiederholte bilden Rußland-Sibirien, die rechtlich und tatsächlich nationale Siedelungskolonisation (immer in dem oben umschriebenen Sinn) betrieben und weiter betreiben.

von blaßgesichtigen Besitznachfolgern jedoch noch lange nicht abschließend wirtschaftlich in Angriff genommen sind? Sollten die Vereinigten Staaten, wie Marx 1867 schrieb und 1873 wiederholte, insoweit noch immer, obwohl in starker Umbildung vieler Einzelzüge und in allmählicher Verblässung der Grundlinien, »Kolonialland Europas« sein?



BER neben der Viertel- oder Drittelmillion ureingeborener Indianer und neben den 82 Millionen weißer Eindringlinge stoßen wir im Süden der Vereinigten Staaten noch auf fast 10 Millionen (9 827 763) Neger. Diese Bevölkerungsmasse ist vollends, genau so wie die Negerchaft der westindischen Inseln und Südamerikas, auf Bevölkerungsverpflanzungen weltgeschichtlich großen Stils, und zwar rein kolonialer Art, zurückzuführen.

Die Spanier, obwohl sie auf Anraten des indianerschutzfreundlichen Las Casas die umfassendere Ersetzung von rothütigen amerikanischen Arbeitern durch afrikanische Schwarze einleiteten, tragen an dieser zwangsweisen, überseeisch weiten Arbeiterumsiedelung noch am wenigsten Schuld. Denn in ihren Bergwerken, denen sie den Hauptwert beimaßen, kamen sie leidlich mit den verfügbaren Indianern aus, und den Zufuhrquellen in Afrika wandten sie sich weniger zu, weil diese außerhalb der ihnen vom Papst zugewiesenen Erdstriche lagen. Erst die französische, englische und portugiesische Plantagenausbeutung in Westindien und Brasilien schuf die ungeheure Nachfrage nach tropischen Arbeitern, während der Handelsgeist der seefahrenden Hoiländer und Engländer sich auf den gewinnreichen Aufkauf, Transport und Wiederabsatz der schwarzen Menschenware warf, die allmählich, wie eine willenlose Masse unbelebter Naturerzeugnisse von einem Erdteil nach dem andern zur Auffüllung von dessen Arbeitsbevölkerung verschachert, zum Rang des wichtigsten Welthandelsartikels emporstieg. Als England endlich in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts mit diesem nicht mehr haltbaren System brach, hatte es in seinem Westindienanteil mit nicht weniger als 600 000 Negerklaven zu rechnen, davon mehr als die Hälfte in Jamaica allein. In den Vereinigten Staaten bildeten 1790 die 775 000 Neger ein Fünftel der Bevölkerung, 1860 die 4 442 000 immer noch ein Siebentel: in der Gesamtheit der Südstaaten 1860 die volle Hälfte, in weitesten Teilen und ganzen Staaten aber die breite Hauptschicht der Bevölkerung, genau wie in den französisch- oder englischwestindischen Tropenkolonien der benachbarten Meere.

Das Ersatzsystem für die zwangsverpflanzte Negerarbeit, zu dem hauptsächlich England für seine tropischen Kolonien griff: die langfristig gebundene K o n t r a k t a r b e i t von Asiaten, vorwiegend I n d e r n, war abermals mit großen internationalen und interkontinentalen Massenwanderungen verknüpft. Ich kann hier kurz sein, weil ich hier vor nicht langer Zeit Glück und Ende dieser ganzen Politik der auswärtigen kolonialen Arbeitsbeschaffung eingehender besprach.³⁾ Diese wenig beachtete Massenumsiedelung, aus der Menschenleere oder doch aus der Ungenügendheit des Arbeitsangebots in den tropisch produzierenden Erdstrichen erzeugt, zog jedoch gleichfalls die weitesttragenden bevölkerungsumwälzenden Folgen nach sich.

³⁾ Siehe Schippel Das Ende eines kolonialen Arbeitssystems, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 I, Seite 484 ff.

Waren doch auf der Zuckerinsel Mauritius (Ostafrika) 1901 unter 375 385 Einwohnern nicht weniger als 206 131 Hindus, in Britisch Guyana (Westindien-Südamerika) im gleichen Jahr unter 300 000 Einwohnern ein Drittel Inder, meist Kulis, das heißt unter Kontrakt Zugeführte.⁴⁾

Als der Zustrom an indischer Kontraktarbeit, schon wegen des Widerstrebens der Regierung in Calcutta weniger ergiebig und schwerer erreichbar wurde (die Hauptleidtragenden waren allerdings die nichtenglischen Tropenkolonien, auf der östlichen wie auf der westlichen Halbkugel), sollte hauptsächlich die Chinesen zuwanderung den Bedarf an Arbeitskräften decken, die aus der nähern Produktionsumgebung gar nicht oder nur ungenügend aufzubringen waren. Man dachte dabei, wenigstens weiterblickende und liberaler denkende Kolonialpolitiker taten das, an freiwillige Auswanderung und ungebundene Arbeit, die bei dem Menschenüberfluß Chinas jederzeit in beliebiger Menge leicht erhältlich schien. Wie aber die amtliche englische Transvaalpolitik nach dem Burenkrieg lehrte, schreckte man gegebenenfalls vor der umfassenden Erneuerung von indentured labour durchaus nicht zurück: nicht vor Massenwerbungen im Reich der Mitte und Massentransporten übersee und ebensowenig vor streng abgesonderter Massenunterbringung nebst den erbitternden und demütigenden Begleitmaßnahmen von Freizügigkeitsaufhebung und ständiger polizeilicher Überwachung. Hier in Südafrika und vorher und nachher noch in manchen anderen Kolonialgebieten wurde diese zweite (wie früher die erste) Kulifrage dadurch ärgerlich verwickelt, daß man an den entstehenden oder länger schon vorhandenen wichtigen Produktionsstellen zwar den Arbeitsbedarf mit möglichst geringen Schwierigkeiten decken, andererseits aus sonstigen bevölkerungspolitischen und allgemeinen kulturellen Gründen das Fremdelement der zeitweilig anwesenden fremdbürtigen Farbigen niemals heimisch werden oder gar sich staatsrechtlich einbürgern lassen wollte. Aus bloßen Produktionserwägungen griff man in den Kolonien ohne Einschränkungen zur internationalen Massenwanderarbeit, und zwar am liebsten mit langer und lebenslänglicher Dauer wegen der schwer und nur sehr kostspielig zu überwindenden Entfernungen zwischen den Gebieten des Angebots und des Bedarfs an Arbeitern. Aber aus anderen Gründen, die aus unumgänglichen Rücksichten auf die Allgemeinentwicklung und auf die koloniale Zukunft entsprangen, kam das Kolonialunternehmertum selber, oder kamen andere überseeische Bevölkerungsklassen oder die heimischen Regierungen zu der Forderung der periodischen Wiederabstoßung der Zugeführten und Zugewanderten. Die ganze, für die Kolonialproduktion grundlegende Frage löste sich somit stets nur auf Zeit und Widerruf; sie erzeugt sich immer wieder von neuem, solange nicht aufgepfropfte Kolonialproduktion und bodenständige Bevölkerungsumwelt ähnlich in Einklang gebracht und gekommen sind wie in der Regel in den mütterländischen Zentren der europäischen Produktion.

Die unaufhörliche Heranziehung von Chinesen (und ähnlich, obwohl mäßiger, später von Japanern) hat gleichfalls mit der Zeit gewaltige Bevölkerungsverschiebungen hervorgerufen, und zwar auf dem ganzen riesigen Kolonialgebiet, das sich von Ostafrika und den vorgelagerten Inseln über Insel- und Hinterindien bis zum Stillen Ozean und schließlich bis zu den nord- und südamerikanischen Westküsten erstreckt, ja sogar über die mexi-

⁴⁾ Siehe L. n. c. a. s. Vorrede zu Lewis *Government of Dependencies* /Oxford 1891/, Seite XXIV.

canische und zentralamerikanische Landbrücke hinüber bis zu den westindischen Besitzungen der verschiedenen Kolonialmächte. England und Holland, Frankreich und Deutschland, halbsoveräne Kolonialgesellschaften wie in British Nordborneo, selbst die nach den californischen Erfahrungen so ablehnenden Vereinigten Staaten haben hier in ihren kolonialen Reichsteilen, bald bedenkenfreier bald zaghafter, ihre Arbeitszufuhr aus dem überschwellenden Menschenvorrat Chinas ergänzt oder ganz und gar gedeckt. In vielen Teilen der bergwerks- und plantagenreichen britischen Malakka-halbinsel überwiegen die Chinesen längst die eingewanderten Malaien an Zahl, wie Japaner und Chinesen auf den amerikanischen Zucker- und Ananasinseln der Südsee die eingeborenen Hawaiianer. Vor allem an Hawaii läßt sich diese eigenartige koloniale Bevölkerungsverschiebung und -neumischung überaus eindrucksvoll beobachten. Zählte Hawaii 1900 doch bei 154 000 Einwohnern nicht mehr als 29 834 Eingeborene und 7835 Mischlinge, dagegen 25 742 Chinesen, 69 122 Japaner und 28 533 Weiße. Neuerdings greift das amerikanische Zuckerpflanzertum, dem diese Entwicklung so gut wie ausschließlich zuzuschreiben ist, mehr und mehr auch zu Philippinos, so daß das Bild noch exotischer und internationaler sich gestaltet.



INDES, wenn wir selbst tropische und subtropische Produktionsstriche in Betracht ziehen, die zwar nicht wie die Siedelungskolonieen sich auf die unmittelbare massenhafte Weißeneinwanderung zu stützen vermögen, die jedoch, wie beispielsweise im großen und ganzen Mittel- und Südafrika, verhältnismäßig eine keineswegs geringe Einwohnerschaft zur Arbeitsleistung darbieten, so fallen dennoch im besondern Einzelgebiet, auf dem gerade eine umfangreichere Kolonialproduktion, je nach den geographisch-natürlichen Produktionsvoraussetzungen und dem europäischen Begehrt, aufschießt, künstlich geweckter Arbeitsbedarf und bodenständige Arbeitsbereitschaft und Arbeitsvertrautheit häufig, vielleicht sogar in den meisten Fällen, derart weit auseinander, daß (im Gegensatz zu unseren alteuropäischen Verhältnissen des eingelebten, auch nach der Bevölkerungsseite vollentwickelten Kapitalismus) die weite Heranhholung von Arbeitern, und die dazu gehörige kapitalistische Anwerbung, Überführung und Unterbringung eher zur Regel als zur Ausnahme wird. Der südafrikanische Rand saugt massenhaft Arbeiter ab aus Portugiesisch Ostafrika, aus den Eingeborenen-schutzgebieten wie Basutoland, Swasiland, British Betschuanaland. Deutsch Südwestafrika hielt sich vorwiegend an die angeworbenen Avambo, und jeder Arbeitgeber mußte hierbei die unter staatlicher Aufsicht stehende Anwerbestelle benutzen, »eine allen gesundheitlichen Anforderungen entsprechende Unterkunft und Verpflegung gewähren«, ebenso die Kosten der Verpflegung und der Rückreise bis zum Anwerbeort per Bahn und eventuell Schiff tragen, und wie die bekannten Regelungen für die ganz oder halbgebundene koloniale Fernwanderarbeit alle heißen.⁵⁾ In Deutsch Ostafrika haben gerade die Hauptplantagendistrikte eine bedenklich geringe Bevölkerungsdichte, so daß die Arbeitszufuhr aus anderen, zum Teil weit abliegenden Landesteilen sehr bald eine Regelung, ähnlich der eben erwähnten, erforderlich machte. Beim Bau der englischen Ugandabahn konnte man von 16 000

⁵⁾ Siehe die Verordnung des Gouverneurs von Deutsch Südwestafrika vom 16. Dezember 1911, im Deutschen Kolonialblatt vom 1. März 1912. Über die üblichen Regelungen siehe meinen in Note 3 erwähnten Artikel.

verwendeten Arbeitern nur 2000 auf Grund freiwilligen Arbeitsangebots aus den Baubezirken selber erhalten, 14 000 führte man übersee, wohl ausschließlich aus Indien ein.⁶⁾ Die portugiesischen Kakaoinseln, im Golf von Guinea, holen ihre Halbsklaven aus weitesten Entfernungen vom westafrikanischen Festland, aus Angola, aus dem Congostaat. Die spanische Kolonie Fernando Po schloß 1915 ein Abkommen mit der Negerrepublik Liberia zur Regelung der Anwerbung von landwirtschaftlichen Arbeitern. Deutsch Samoa verwendete viel chinesische Kulis, wollte aber versuchen Malaien und Arbeiter aus Niederländisch Indien mehr heranzuziehen. Die Plantagen auf den Fidschiinseln versorgen sich mit Arbeitskräften vor allem aus den Gilbert- und Salomoinseln, den Neuhebriden. Der Kanakenimport machte die queensländische Rohrzuckererzeugung lange Zeit zu einer Farbigenproduktion, bis die Auflehnung des weißen Australiens diese Bevölkerungsentwicklung zurückdämmte: was allerdings auch einen veränderten Bevölkerungszustand am Ort, nämlich eine dichtere Weißenbesiedlung als früher voraussetzte.

Alle diese Vorgänge auf dem Bevölkerungs- und Arbeitsgebiet sind, wie man sieht, eigenartige Folgewirkungen der besondern, spezifisch kolonialen Wirtschaftsgrundlage: des ausgebreiteten Emporwachstums von neuen Produktionszweigen durch künstliche Übertragung und Aufpfropfung von außen her, ohne daß die bodenständige Wirtschaftsweise die entsprechenden sozialen Produktionsvoraussetzungen, die genügende Bevölkerungszahl und Bevölkerungsschulung, auch nur entfernt schon erreicht hat.

HERMAN KRANOLD · DIE PFLICHT ZUM PARLAMEN- TARISMUS



Es scheint ein Vorrecht derjenigen Deutschen zu sein, die sich mit der politischen Führung ihrer Volksgenossen gewohnheitsmäßig beschäftigen, daß sie es verstehen längst feststehende Dinge ausgerechnet dann aufs neue zur Debatte zu stellen, wenn es sich darum handelt Überzeugung in Tat umzusetzen. Der moralische Stoffwechsel dieser Leute ist geradezu von umgekehrtem Typ gegenüber der Norm. Gilt es zu beraten, so klagen sie, daß die Zeit zum Handeln noch nicht gekommen sei; ist sie gekommen, so erinnern sie sich, daß man noch nicht beraten habe. Und statt das nun anzunehmen, was andere, weniger phäakische Seelen in der Zeit, da jene klagten, erarbeiteten, beginnen sie jetzt fieberhaft zu *diskutieren*. Wenn sie dabei mit dem Ei der Leda beginnen, so machen sie's noch gnädig.

So ist es auch mit der Frage nach dem parlamentarischen Regierungssystem. Die deutschen Theoretiker der Politik haben ungefähr ein Jahrhundert lang Gelegenheit gehabt diese Diskussion in jedem gewünschten Grad durch eigene Beiträge zu vertiefen und zu verbessern. Sie haben sich aber (abgesehen von den wenigen Krisen, wie 1848, wo es zu handeln galt) der Teilnahme an diesen Erörterungen sorgsam enthalten. (Leitartikel rechnen nicht als Leistung.) Jetzt ist dank der ungeheuren, revolutionierenden Kraft des Krieges Gelegenheit den Parlamentarismus herzustellen; jetzt krümmt

⁶⁾ Siehe Brodricks Auskunft im Unterhaus, im Parlamentsbericht der Times vom 1. Mai 1900: Uganda Railway (Consolidated Fund).

sich die konstitutionelle Monarchie in den Geburtswehen neuer Verfassungsformen; jetzt gehen einige Genossen her und ziehen den Parlamentarismus vor das Tribunal ihrer Kritik, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, als wollten sie vorschnell, wie unreife Jünglinge, die Welt verbessern. Wenn es sich in solcher Lage nur darum handelte die Form der Diskussion in ungetrübter Reinheit zu erhalten, so könnte der Befürworter des parlamentarischen Systems dieses Aufbrausen der Skepsis im eigenen Lager untätig ansehen; denn er weiß, daß er um Jahre jenen Zweiflern voraus ist. Wenn es sich jetzt darum handelte demokratischem Dogmatismus seine Fadheit zu nehmen, so könnte der Demokrat selbst diesen Vorgang nur höchst erfreut als gesunde Betätigung des Selbstbewußtseins ästhetisch hochschätzen. Im gegenwärtigen Deutschland handelt es sich aber nicht um die Entscheidung der Frage: ob die Geschichte sich in wohlabgemessenen Syllogismen bewegen solle. Und die Ästhetik des Weltenlaufs ist uns augenblicklich minder wichtig. Nicht Bereicherung der Kenntnis, nicht Verklärung des Seienden ist jetzt die Aufgabe, sondern Anwendung der Kenntnis zur Fehlerverbesserung. In der Schülerarbeit der Vergangenheit soll rote Tinte wüten.

In der Tat läßt sich augenblicklich kaum etwas Notwendigeres denken als tätige Parlamentarisierung. Der Krieg ist in Deutschland sicherlich nur mit halben Kräften geführt worden. Zwar wurden alle Kräfte in Tätigkeit gesetzt; aber sie arbeiteten zum Teil gegen einander und hoben sich gegenseitig auf. Je länger aber der Krieg dauert, desto schwieriger wird seine politische Liquidation, desto furchtbarer erhebt sich vor uns die Riesenaufgabe der Bereinigung seiner wirtschaftlichen und sozialen Nachwirkungen, desto größer wird die Verhetzung unter den Kriegführenden, desto tiefer das Mißtrauen, ob nicht gerade bei denjenigen Klassen der kriegführenden Völker, die der Idee des Verständigungsfriedens zwischen den Festlandsstaaten allmählich mehr zuneigen, ein groteskes Mißverhältnis zwischen Willen und Macht bestehe. Immer tiefer wird in der ganzen Welt dieses Mißtrauen insbesondere gegen das Deutsche Reich, den einzigen Großstaat, der parlamentarische Regime noch nicht hat. Wer dies deshalb überhaupt für etwas Mögliches, ja Nützlichendes und an sich Gebotenes hält, der ist heute auch besonders dringend veranlaßt es zu verwirklichen. Deshalb kann er an dieser Bedenklichkeitsseuche im eigenen Lager nicht vorübergehen sondern muß, wenn auch bedauernd, die Diskussion auf sich nehmen (und sie freilich auch schnell zu Ende zu bringen suchen).

Prüfen wir zunächst einige Argumente, die neuerdings gegen die Parlamentarisierung vorgebracht werden. Dabei wollen wir uns nicht lange bei der Behauptung aufhalten, daß die Sache so schwierig sei und so viele Kräfte verschlucke, daß sie nicht mitten im Krieg durchgeführt werden könne. Österreich-Ungarn hat die Reform seiner Verfassung in Angriff genommen, obwohl seine Kräfte sicherlich geringer als die des Deutschen Reiches und die Schwierigkeiten seines Unternehmens größer als die des hier empfohlenen sind. Frankreich hat im Krieg die jahrzehntelang umstrittene Reform seines Steuersystems durchzuführen vermocht. England hat im Krieg sich eine Wehrpflicht geschaffen, deckt seine gesamten dauernden Ausgaben aus neugeschaffenen Steuern, reformiert sein Wahlrecht, arbeitet an der Lösung des irischen Problems und baut in Riesenschritten seine Reichsverfassung aus. Selbst Italien hat seine Steuern den wachsenden Bedürfnissen des

Krieges durch grundlegende, im Land des Analphabetentums besonders schwierige Reformen einigermaßen anzupassen vermocht. Das Deutsche Reich aber sollte zur Einführung des parlamentarischen Regierungssystems zu schwach sein?

Oder fehlt es uns vielleicht an Männern? Hier sollen keine bitteren Worte fallen; jeder dient seiner Sache, so gut er kann. Gäbe es aber wirklich unter den 397 Reichstagsmitgliedern nicht ein Dutzend Männer, die immerhin etwas weniger Verkehrtheiten machen würden als das Kapitulieren vor dem reinen Konsumentenstandpunkt in der Frage der Kriegsernährung, das Hin- und Herschwanken zwischen westlicher und östlicher Orientierung in der Außenpolitik waren? Freilich haben wenigstens in ihrer Mehrheit die Reichstagsmitglieder einen Teil dieser Maßnahmen gebilligt oder doch schweigend gut sein lassen. Aber doch gewiß oft genug nur, weil sie vor vollendeten Tatsachen standen, weil man ihnen Angst vor ihrer angeblichen Inkompetenz machte, weil sie Nachgiebigkeit gegen Wünsche von oben gelernt hatten, da sie der Unterstützung von unten nicht sicher sein konnten. Und dabei ist der Reichstag nicht unter solchem Gesichtspunkt gewählt. Keine Partei berücksichtigte 1912 bei der Aufstellung ihrer Kandidaten die Frage, ob sie gegebenenfalls auch zu regieren verstünden. Wie soll da der Wille zur eigenen Verantwortung sich durchsetzen? Immerhin, trotz den ungünstigen Auswahlbedingungen sind wir auch in diesem Reichstag noch mit Abgeordneten versehen, die mindestens so ministrabel sind wie das Gros der Staatssekretäre, die wir im Lauf der Jahre haben amtieren sehen.

Aber heißt denn Parlamentarisierung überhaupt nur Ersetzung einiger hoher Beamter durch andere, die etwa das selbe leisten wie jene und dabei Abgeordnete sein sollen? Heißt Parlamentarisierung nicht vielmehr Verschiebung des Gesetze ausführenden Körpers von einer Beamteninzucht auf Volksvertreter? Ist nicht das Wichtige an der Parlamentarisierung eben, daß sie an das Parlament selbst andere, größere Anforderungen stellt als bisher an es gestellt wurden, daß dadurch das Parlament selbst wesentlich verändert wird? Parlamentarisierung bedeutet, so unvollkommen sie auch bei den Mängeln des Reichstagswahlrechts (Einzelwahl und Ungleichheit der Wahlkreise) ausfallen mag, die Ablösung einer Regierungsmacht, nämlich der Bureaucratie, durch eine andere, nämlich das Volk. Wer gegen Parlamentarisierung etwas vorbringen will, muß daher schon andere Gründe auf Lager haben als solche von der eben angeführten Art. Sie sind, wie angedeutet wurde, unrichtig und unzulänglich, aber sie sind auch unsachlich, denn sie treffen höchstens die unvollkommenen Formen, in denen sich gegenwärtig der Parlamentarismus in Deutschland verwirklichen läßt, nicht aber die zugrunde liegende Idee. Soweit sie Bedeutung haben, besteht diese nur darin, daß sie aufs neue dazu ermahnen auch die Grundlagen des parlamentarischen Systems möglichst gut zu gestalten. Ebensowenig würde der Beweis, daß irgendwo im Ausland dank dem parlamentarischen System Mißbräuche bestehen, etwas zur Sache sagen. Und auch der Hinweis auf ungenügende Erfolge bedürfte immer erst der Untersuchung, ob wirklich das System oder nicht gerade der Umstand, daß es nur unvollkommen verwirklicht wurde, an den Mißerfolgen schuld sei, wenn wirklich etwas Wesentliches gegen die Forderung der Einführung des parlamentarischen Regierungssystems vorgebracht sein soll. Gerade diesen Nachweis unterlassen die roten Kritiker

aber; vermutlich in dem dunkeln, aber ganz richtigen Gefühl, daß dabei ihre Kritik den Hals brechen könnte.

Wenn wir also sehen, daß eine solche methodische Untersuchung den Gegnern der Parlamentsregierung nur geringe Hoffnungen läßt jemals beweisen zu können, was sie beweisen wollen, so steht dem eine ganze Gruppe von wichtigen Argumenten gegenüber, die für die Einführung des Systems möglichst bald auch in Deutschland sprechen. Diese Überlegungen zerfallen in zwei Hauptgruppen: in Gebote der Klugheit und Gebote der Pflicht.

Unter den Geboten, der Klugheit, den hypothetischen Imperativen, steht obenan die Wirkung auf das Ausland. Sicherlich war die Note Wilsons nicht darauf berechnet den Deutschen etwas Freundliches zu sagen oder ihnen einen guten Rat zu geben, als sie von der Unzuverlässigkeit und Vertragsunfähigkeit der deutschen bürokratischen Regierung sprach. Wenn sie ein parlamentarisches Deutschland forderte, so tat sie das gewiß nicht in der Absicht Deutschland zu stärken, sondern sie wollte die Parteien aufeinanderhetzen und durch innern Kampf schwächen. Das hindert aber nicht, daß der Parlamentarismus ein Vorteil für Deutschland ist. Eine gute Sache kann jeder Böswillige mit geringer Mühe kompromittieren, indem er in offener Boshaftigkeit dafür eintritt. Die Sache selbst aber bleibt deshalb doch gut, wenn auch noch so viele unangenehme Bundesgenossen ihr in peinlicher Weise beispringen. Es ist jetzt nicht die Zeit breit auszuführen, inwieweit das Mißtrauen gegenüber der auswärtigen Politik der deutschen Bürokratie zu verstehen ist. (In den Bänden der Sozialistischen Monatshefte ist das vor dem Krieg und während des Krieges an manchen Einzelbeispielen implizite gezeigt worden.) Nur ein paar Schlagworte: Shimonoseki, Kiautschou, Marokko; und im Krieg: die *Befreiung* der Polen, Litauer, Balten, womöglich auch der Finnen und Ukrainer. Bedeuten diese wenigen Namen nicht immer wiederholte blutige Enttäuschungen für die Deutschenfreunde im Ausland? Hat nicht bei diesen Gelegenheiten ein sicherlich reiner Wille deutscher Staatsmänner dank ihrer sachlichen Inkompetenz Schaden über Schaden gestiftet und Mißtrauen auf Mißtrauen gehäuft? Wir übernahmen in der auswärtigen Politik von Bismarck ein reiches Erbe von Vertrauen, das er, ungeachtet aller Widerstände im Ausland und im Innern, in mühseliger Arbeit und oft genug mit einer Entsagung, die seinem Temperament sicherlich schwer genug war, erworben hatte. Dieses ganze Erbe ist in einer Zeit, in der wirtschaftliche Entwicklung und erblühendes Geistesleben auf dem europäischen Kontinent die Völker einander förmlich in die Arme trieb, zum Schaden des Deutschen Reiches vertan worden. Der Dilettantismus der Bürokratie hat in der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches unter dem wasserdichten Mantel angeblicher ungeheurer Sachkenntnis ein gewaltiges Scherbenzerschlagen angerichtet. Es ist leicht das festzustellen. Dann muß man aber auch durch Übernahme eigener Verantwortung dafür sorgen, daß die eigene Sache besser geführt wird. Und so ist es auch im Innern. Aller Streit um den Parlamentarismus auf der Linken kann nur dazu führen, daß der negative Burgfrieden, der in der Gründung der Vaterlandspartei und ihrer Gegenorganisation seine ganze Schönheit enthüllt hat, andauert. Abwürgen kann man die Forderung nach parlamentarischer Regierung nicht mehr. Wenn aus dem Streit irgendetwas herausführt, dann nur die Verwirklichung des Parlamentarismus.

So viel auf die Frage nach der Opportunität. Diese Antwort würde allein schon genügen, um den unzweifelhaft einzig richtigen Weg zu weisen. Aber es scheint recht an der Zeit diejenigen, die auf die Gebote der Klugheit nicht hören wollen oder nicht hören können, auf den kategorischen Imperativ der Pflicht hinzuweisen. Der Parlamentarismus ist niemals eine vollendete Tatsache. Er ist stets eine nur teilweise gelöste Aufgabe, die immer vollständiger gelöst werden muß. Die Annäherung dieser Lösung an die Idee des Richtigen wird immer schwierig bleiben und ständig aufs neue in Angriff genommen werden müssen. Trotzdem bleibt die Pflicht mit dieser Annäherung einmal einen Anfang zu machen. Sicherlich ist der gegenwärtige Reichstag, noch weniger als er es vor 5 Jahren war, jetzt in vollstem Sinn der Repräsentant des deutschen Volkes. Aber eine Neuwahl ist, so sehr sie im Interesse der Linken gelegen wäre, im höhern Interesse des Ganzen gegenwärtig unmöglich. So bleibt nichts übrig als mit dieser Volksvertretung vorlieb zu nehmen. Unabhängig von jeder Zeitlage war es immer und ist es noch heute ein Gebot des Rechts auf dem technisch einzig möglichen Weg über die Volksvertretung jeden mündigen Reichsbürger an der Leitung des Staates teilnehmen zu lassen. Niemals aber war dieses Recht so stark wie jetzt. Das Recht zur Selbstregierung des Volkes leitet sich daraus ab, daß das Volk als Ganzes den Staat trägt. Niemals aber waren die Opfer, die dem Volk zur Aufrechterhaltung des Staates zugemutet wurden, so groß wie gegenwärtig; niemals setzte es so lange und in solchem Maß mit vollster Hingebung das letzte Gut und den letzten Blutstropfen an die Erhaltung des Staatsganzen wie seit dem 1. August 1914. Niemals war deshalb das Gebot der Menschenwürde so dringend und gebieterisch wie jetzt.

Dazu kommt, daß diejenigen, aus deren Kraft in der schwersten Krise das Deutsche Reich erhalten wird, einen unabweisbaren Rechtsanspruch darauf haben, daß ihre Opfergaben nicht nutzlos verschleudert werden. Wie für unsere Wirtschaft für jetzt und für alle Zukunft Produktivität der Arbeit das höchste Gebot sein muß, so muß für unsere Politik Produktivität der Volksoffer endlich als höchstes Gebot anerkannt werden. Zu ihr gibt es nur den einen Weg des Parlamentarismus. Gewiß setzt dieser nicht alle politischen Kräfte der Nation frei, gewiß bleibt auch er von der höchsten denkbaren Produktivität der politischen Arbeit noch weit entfernt; aber das Höchstmaß in der Entfesselung der politischen Kräfte, das gegenwärtig und für absehbare Zeit überhaupt möglich ist, leistet er zweifellos. »Freie Bahn jedem Tüchtigen!« Ich weiß nicht, ob Bethmann Hollweg diese Formulierung selber erdacht hat. Ich könnte mir denken, daß er sie von irgendeinem jener Schlagwortpräger, mit denen wir ja gesegnet sind, übernommen hat. Gleichviel, als er diese Worte sprach, wurden sie mehr. Er gab da nicht etwa ein Versprechen namens einer dankbar und gnädig gewährenden, von Natur höher stehenden Kaste, sondern er beugte sich nur vor der Einsicht in höchste Pflicht.

Wie deshalb Klugheit rät mit der Parlamentarisierung Deutschlands den letzten Versuch zur Beseitigung des brüderlichen Haders zu machen, so verlangt die Pflicht zur Wahrung der Menschenwürde und die aus ihr entspringende Sonderpflicht einer möglichst produktiven Verwendung aller Volkskräfte das parlamentarische System. Gegenüber dieser Pflicht gibt es keine taktischen Bedenken. Daran, ob die deutsche Demokratie mit fester Ent-

geschlossenheit diese Pflicht erfüllt, ob sie dem bescheidenen Beginn der Parlamentarisierung, den das Kabinett Hertling bedeutet, ihre Durchführung folgen lassen wird, wird sich erweisen, ob sie sich und ihre Aufgabe selbst ernst nimmt und ob sie die Berufung hat die Zukunft der deutschen Nation zu sichern, ihr Schicksal zu gestalten.

HEINRICH SCHULZ · DIE FRAUENBERUFSARBEIT ALS ERZIEHERISCHES PROBLEM



UNTER den vielen Rückwirkungen, die die starke Zunahme der Frauenberufsarbeit auf die kulturpolitischen Zustände und Einrichtungen der Gesellschaft ausüben wird, steht die Beeinflussung unseres Erziehungswesens in vorderster Reihe. Der Frau höchster Beruf ist die Mutterschaft. Nach den hergebrachten Anschauungen gehört zur Mutterschaft ohne weiteres auch die Pflicht der Erziehung, wenigstens der häuslichen. Mochte in Wirklichkeit die häusliche Erziehung immer mehr zum offenkundigen Hohn geworden sein, indem die Mutter in zunehmendem Maß dem Haus entzogen wurde, das Haus selbst als *Heim* aber immer mehr zu einer fürchterlich engen, licht- und luftlosen Schlafstätte herabsank, so wurde doch bisher die Fiktion von der Mutter als Erzieherin aufrechterhalten. Die wenigen Einrichtungen, die den arbeitenden Müttern einen Teil ihrer Last und Verantwortung abnehmen, wie Kinderkrippen und Kindergärten, trugen karitatives Gepräge und kamen nur wenigen Müttern zugute, die oft genug noch zuvor eine Gesinnungs- und Glaubensprobe abzulegen hatten.

Der Krieg hat auch in diesen Dingen mit den überlieferten Anschauungen gründlich aufgeräumt. Man wagt nicht mehr die Frauenberufsarbeit mit der sinnigen These zu bekämpfen: die Frau gehört ins Haus. Umgekehrt wird die Frau mit allen Mitteln der Lockung, des sanften Zwanges und der patriotischen Aufmunterung aus dem Haus herausgeholt, um Männerarbeit von gestern zu verrichten. Entzieht man aber so gewissermaßen von Amts wegen und um des höhern Zweckes willen die Frau ihrem Hausfrauenberuf und ihren Erzieherpflichten, so muß man auch von Amts wegen für Ersatz sorgen. Sowie die Massenküchen über Nacht aus dem Stadium des Experiments in das der unmittelbaren und bitter notwendigen Praxis gelangt sind, so hat man sich auch über Nacht von der sozialen Pflicht der Kleinkinderfürsorge überzeugt. An die Stelle der privaten Einrichtungen treten die gemeindlichen, oder es werden doch die alten privaten Einrichtungen den neuen Bedürfnissen gemäß erweitert, ihre religiösen und sonstigen gesinnungsmäßigen Vorbehalte spielen keine erhebliche Rolle mehr.

Immerhin kann man nicht wissen, ob viele der eifrigen Befürworter der Kinderfürsorge ihre jetzige bessere Einsicht in die zukünftige Zeit des Friedens hinüberretten werden. Wie viele von der Frauenberufsarbeit nichts mehr werden wissen wollen, sobald nicht mehr die unbedingte nationale Notwendigkeit dahintersteht, so werden auch viele Befürworter der öffentlichen Kinderfürsorge diese Aufgabe der Gesellschaft wieder abnehmen und in die Hände des Hauses und der Mutter zurückgeben wollen, wenn der Zwang des Krieges vorüber ist. So kann natürlich nur denken und handeln,

wer die Entwicklung der Dinge während des Krieges lediglich als die Folge einer unmittelbaren und vorübergehenden Notlage betrachtet. Der Sozialist steht anders zu diesem Problem. Für ihn zeigt sich in der starken Zunahme der Frauenberufsarbeit im Krieg nur die naturgemäße Begleiterscheinung einer zwar stürmischen, an sich aber durchaus folgerichtigen und zukunfts-sichern wirtschaftlichen Entwicklung. Diese wird nach dem Krieg wohl ein ruhigeres Tempo einschlagen, nicht aber auf der Bahn stehen bleiben oder gar zurückgehen. So hat uns der Krieg auch in der Frage der Frauenberufsarbeit nicht etwa aus der normalen Bahn herausgeworfen und in eine entwicklungswidrige falsche Bahn gestellt, sondern er hat lediglich eine Entwicklungsperiode, die vor uns lag und sich im normalen Verlauf der Begebenheiten vielleicht über Jahrzehnte erstreckt hätte, gewaltsam beschleunigt und in einigen Jahren zur Reife gebracht. Es müssen deshalb auch alle sozialen Konsequenzen, die sich aus der wirtschaftlichen Tatsache der starken Zunahme der Frauenberufsarbeit für die Zukunft der Gesellschaft ergeben, ohne Bedenken gezogen werden.



LS erste dieser sozialen Konsequenzen ergibt sich die Ausdehnung der öffentlichen Erziehung auf weitere Jahre des bisherigen vorschulpflichtigen Alters, für einen großen Teil des Nachwuchses sogar auf die ganze Zeit von der Geburt bis zur Schule. Diese Forderung ist nicht so rücksichtslos und mutterfeindlich wie sie aussieht. Zunächst ist es schon von jeher eine Absonderlichkeit gewesen die öffentliche Erziehung nur auf die 8 Jahre vom 6. bis zum 14. Lebensjahr (für höhere Schule noch auf einige Jahre mehr) zu beschränken. Kein Grund erzieherischer Natur hätte auch schon bisher dagegen gesprochen die öffentliche Erziehung eher beginnen zu lassen. Die vorgeschützte Rücksicht auf das Haus und die Mutter als Erzieherin aber war von jeher, von bestimmten Zeiten und Verhältnissen abgesehen, eine fromme Selbsttäuschung. Nicht nur, daß für die breiten Massen die wirtschaftlichen häuslichen Zustände noch niemals so glücklich und gesund gewesen sind, daß auf ihnen eine gute häusliche Erziehung hätte erwachsen können, vor allen Dingen hat es den Müttern in der übergroßen Mehrzahl der Fälle an allen subjektiven Vorbedingungen für eine gute Ausübung ihrer erzieherischen Pflicht gemangelt. Die Goethesche Klage über das Nichtvorhandensein erzogener Mütter traf besonders auf die Frauen des arbeitenden Volkes zu, weil bei ihnen die Ungunst der sozialen Verhältnisse die ohnehin unzureichenden erzieherischen Fähigkeiten noch mehr beeinträchtigte. Dadurch vollzog sich bei vielen Arbeiterkindern die Erziehung auch in den Jahren und Stunden, in denen sie nach den bisherigen Einrichtungen und Auffassungen dem Haus hätte obliegen müssen, nicht im Haus und durch die Mutter sondern in der Öffentlichkeit. Nur, daß es sich dabei nicht um die organisierte und kontrollierte Öffentlichkeit und um berufene Erzieher handelte sondern um die unkontrollierbare Straße und um höchst bedenkliche geheime Miterzieher. Für diesen großen Bruchteil der Kinder des Volkes wird eine Ausdehnung der öffentlichen Erziehung auf die vorschulpflichtigen Jahre daher nicht zu einer Last und Qual werden sondern zu einer Quelle leiblicher und seelischer Gesundheit. Aber auch für die übrigen Kinder, die in nicht so armseligen und unpädagogischen äußeren Verhältnissen aufwachsen, deren Mütter an sich noch Zeit für die häusliche Erziehung hätten, wird es in der Mehrzahl

der Fälle keinen Nachteil bedeuten, wenn die Gesellschaft immer größere Teile der häuslichen Erziehung in die Hand nimmt. Einmal im Hinblick auf das erwähnte Goethesche Wort, ferner aus Gründen der zukünftigen Gestaltung des sozialen Zusammenlebens, das sich immer mehr in der Richtung des Sozialismus entwickeln wird. Es kann nur von Vorteil für die Entwicklung sozialer Tugenden sein, wenn die Kinder frühzeitig in kleinen Gemeinwesen als Glieder einer Gemeinschaft erzogen werden und dadurch von klein an in die für jedes soziale Zusammenleben wünschenswerten und notwendigen Eigenschaften hineinwachsen. Die Innigkeit und Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern aber wird nicht darunter leiden, wenn den elterlichen Erzieherpflichten die Dornen entzogen werden, an denen sich bisher Eltern und Kinder in gleichem Maß wund ritzten. Im übrigen wird die Neuregelung nicht im Kampf gegen das Elternhaus erfolgen, sondern durch Vereinbarungen und gesetzliche Maßnahmen, die erst das Ergebnis öffentlicher Aufklärung und Beratung sein werden. Hand in Hand damit muß eine Erweiterung des Aufsichtsrechts der Öffentlichkeit über die Schulen und Fürsorgeanstalten gehen und eine weitgehende Demokratisierung der Schulverwaltung.¹⁾

Paul Natorp hat eine ähnliche Lösung des Problems im Auge. Er denkt an eine Wiederherstellung eines häuslichen Lebens der Arbeiter in einer Form, die mit der bisher erreichten und weiter fortschreitenden Konzentration der Wirtschaft vereinbar ist:

„Wenn irgendwo, so kann hier die den heute gedrückten Klassen zu leistende Hilfe nur Hilfe zur Selbsthilfe sein. Der klare Weg zu dem gedachten Ziel ist: daß unter dem Einfluß erhöhter Arbeitsgemeinschaft Familienverbände sich bilden, zu deren vornehmsten Aufgaben die gemeinschaftliche Sorge um die Erziehung der Kinder gehört. . . . So entstände etwas dem Fröbelschen Kindergarten Ähnliches; aber es wäre eine ungleich organischere Form der Hauserziehung, eine bloß erweiterte, von individualistischer Absperrung befreite Familienerziehung. Der Kindergarten, wie er heute möglich ist, bleibt dahinter notwendig zurück, aber er ließe sich schrittweise dahin überführen, durch Verbindung mit sämtlichen, irgendwie planmäßig zu vereinigenden Anstalten zur Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter möglichst auf dem Wege der Selbsthilfe, und sukzessiv stärkere Heranziehung der Arbeiter und Arbeiterfrauen selbst, je nach ihrer relativen Befreiung vom Arbeitszwange, zur Erziehungsarbeit in den an die Familienverbände der Arbeiter anzugliedernden Kindergärten.«²⁾

Eine ähnliche Anregung habe ich vor einiger Zeit in der Sonntagsbeilage des Vorwärts zu geben versucht. Ich wies dort auf die Notwendigkeit der Schaffung von Säuglingsheimen, Kinderbewahranstalten, Kindergärten, Kinderhorten, Spielplätzen, Spielräumen, der Gewinnung und Ausbildung geschulter erzieherischer Kräfte, der Pflege der erzieherischen Kräfte in der Arbeiterfamilie, der Aufklärung durch Lehre und Beispiel und auf andere Notwendigkeiten hin, die die Erziehungsnot nach dem Krieg vor der Gesellschaft, besonders vor den Arbeitern auftürmt. Neben der Verpflichtung von Staat und Gemeinde für die nötigen Maßnahmen zu sorgen habe ich in dem Artikel auch auf die Notwendigkeit der Selbsthilfe der Arbeiter hingewiesen, sei es durch Einsetzung von Ausschüssen, wie sie die Arbeiterschaft schon für die Bildungsaufgaben und die Jugendbewegung geschaffen hat, sei es durch den Zusammenschluß gleichgesinnter Männer und Frauen zu Erziehungsgenossenschaften:

¹⁾ Näheres siehe Schulz Die Schulreform der Sozialdemokratie /Dresden 1911/.

²⁾ Siehe Natorp Sozialpädagogik /Stuttgart 1899/, Seite 198 f.

»Wir müssen Kinderheime aller Art aus eigenen Mitteln und unter eigener Verantwortung und Verwaltung schaffen. Einmal, weil noch auf lange Zeit hinaus rein zahlenmäßig das Bedürfnis nach solchen Einrichtungen weit größer sein wird als die Einrichtungen selber. Sodann aber, weil wir aus kulturpolitischen Erwägungen und vom Standpunkte unserer sozialistischen Auffassung über Kinderpflege und erzieherische Behandlung des Nachwuchses unsere eigenen Taten neben die bürgerlichen stellen müssen. Wir müssen auch in dieser Beziehung unsern eigenen sozialistischen Faden dem allgemeinen Gewebe kultureller Entwicklung praktisch einfügen.«³⁾)

Ich würde ein Zusammenarbeiten von Partei-, Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung für den ersprießlichsten Weg halten. Die Gewerkschaften sind in ganz besonderm Maß unmittelbar daran interessiert, weil sie in Zukunft zahlreiche Arbeitermütter als Mitglieder in ihren Reihen zählen werden. Sie werden eine wichtige soziale Aufgabe erfüllen und zugleich ihre Werbekraft auf Arbeiterinnen außerordentlich erhöhen, wenn sie die Fürsorge für den Nachwuchs ihrer weiblichen Mitglieder nicht nur einigen sozial gesinnten Fabrikherren und Fabrikpflegerinnen überlassen sondern selbst für geeignete und den Arbeiterinnen durch die Art ihrer Organisation und den Geist ihrer Leitung besonders sympathische Einrichtungen Sorge tragen.



IE hier angedeuteten Änderungen in der Organisation der Haus- und Schulerziehung treffen aber erst eine Seite des pädagogischen Problems, das die dauernde Zunahme der Frauenberufsarbeit aufwirft. Und nicht einmal die wichtigste. Alle diese Änderungen sind mehr objektiver, äußerlich-organisatorischer und sozialpolitischer Natur. Daß zahlreiche Einrichtungen für die Pflege und Erziehung der Kinder getroffen werden müssen, liegt als einfache Notwendigkeit auf der Hand, so daß sich ihr kaum jemand entziehen kann. Wichtiger und ungleich schwieriger ist die andere Seite des Problems: die mehr innerliche, methodologische und eigentlich pädagogische.

Wie soll die Pädagogik als Wissenschaft und praktische Anwendung sich zu der gesellschaftlichen Tatsache stellen, daß immer mehr Frauen, in absehbarer Zeit vielleicht schon die Mehrzahl der Frauen, einen Beruf ausüben, und zwar nicht nur vorübergehend vor der Versorgung durch die Ehe und als wirtschaftliche Vorbereitung darauf sondern als eine dauernde wichtige Pflichterfüllung auch neben der Ehe oder doch neben ihren mutterschaftlichen Verpflichtungen? Kann die Pädagogik die heutige Trennung zwischen Knaben- und Mädchenerziehung aufrechterhalten? Oder muß hier ein resoluter Bruch mit dem Herkommen gewagt werden?

Das heutige Schulwesen ist das Werk von Männern. Frauen haben in der Gesetzgebung nicht mitgewirkt, sie haben in der Schulverwaltung nichts zu sagen, nur als Lehrerinnen läßt man sie zu. Aber auch das nicht, ohne daß ihre männlichen Kollegen scheele Seitenblicke auf sie werfen, besonders wenn sie sich in der Knabenerziehung und in der Schulleitung betätigen wollen. Aber selbst wenn die Frau im Sinn der Mehrheit der bürgerlichen Frauen schon bisher hätte mitbestimmen können, würde es vielleicht auch noch nicht viel anders aussehen. Die große Umwälzung erfolgt erst mit

³⁾ Siehe Schulz Die Erziehungsaufgabe der Arbeiterbewegung, im Sonntag. Beilage zum Vorwärts, vom 19. August 1917.

der unbedingten Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben, erst mit der Erkenntnis, daß die Frau nicht nur ins Haus gehört sondern wie der Mann ins Leben, in den Beruf, um sich dort erst zur Vollmenschlichkeit zu entwickeln, um dort besonders die Eigenschaften zu erlangen, die nur durch die freiwillige, gerngeübte dauernde Ausübung eines Berufs als Lebenszweck erworben werden können, Eigenschaften, in denen der Mann der Frau bisher weit überlegen war.

Wenn man diesen Grundsatz anerkennt, so muß man das heutige Erziehungswesen von Grund auf umgestalten. Zwar sind die Mädchenschulen nicht mehr ganz so rückständig wie sie einst waren. Die Volksschulen sehen in den Mädchen nicht mehr allein die zukünftige Hausbedienstete und spätere kleine Hausfrau, und die höheren Mädchenschulen bereiten nicht mehr nur höhere Töchter für das zukünftige Pensionat und das Gesellschaftsleben vor. Aber letzten Endes ruht das Mädchenschulwesen doch noch auf den rückständigen Grundlagen, auf denen es seinerzeit errichtet worden ist und die man erst allmählich, besonders im 19. Jahrhundert, durch solidere Grundmauern zu stützen versucht. Jahrhundertlang galt (und für weite Kreise gilt noch heute) der famose Erziehungsgrundsatz, den ein Pädagoge des 18. Jahrhunderts, I. A. Bengel, so formulierte: er habe seine Töchter »im Leiblichen und Geistlichen nicht raffiniert gemacht«, er habe sie »in der Einfalt« auferzogen; was noch fehle, könne der Ehemann später nachholen und sie desto leichter gewöhnen, wie er sie haben wolle. Oder, wie es Gertrud Bäumer in ihrer Geschichte des Mädchenbildungswesens in Deutschland eigentlich mehr zur Kennzeichnung des 18. Jahrhunderts, leider zutreffenderweise aber auch noch für die spätere Zeit bis zur Gegenwart ausdrückt:

»Überall ist das bewußt ins Auge gefaßte Ziel der Mädchenbildung, das Verhältnis des Weibes zum Manne im Sinne eines vollständigen geistigen und sittlichen Abhängigkeitsverhältnisses zu einem für beide möglichst leichten und angenehmen zu machen.«⁴⁾

Dieses Abhängigkeitsverhältnis aber muß beseitigt werden, die Frau muß wirtschaftlich, geistig und sittlich auf eigenen Füßen stehen. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen wachsen täglich mehr heran; soll zwischen der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau und ihrem geistigen und seelischen Zustand keine unerwünschte Spannung eintreten, so muß die Schule den neuen Bedürfnissen Rechnung tragen.

Für uns Sozialdemokraten ist die Lösung nicht schwer. Wir treten von jeher für die völlige Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann ein. Das sozialistische Erziehungsideal zieht daraus die Schlußfolgerung, daß Knaben und Mädchen in der Erziehung gleich behandelt werden sollen. Gewiß nicht im Sinn einer engherzig formalistischen Gleichheit. So fassen wir auch die Gleichberechtigung von Mann und Frau nicht auf, daß beide zugunsten einer schematischen Gleichheit ihres Wesens wesentlichsten und besten Teil verleugnen sollen. Es werden auch im wirtschaftlichen Leben immer gewisse Berufe vorwiegend oder ausschließlich von Männern ausgeübt werden, weil sie der männlichen Mentalität am besten liegen, und so wird es umgekehrt mit anderen Berufen sein, die hauptsächlich von Frauen bevorzugt werden. Aber gerade erst dann wird eine nicht gewaltsame und darum wohltätige

⁴⁾ Siehe Das Unterrichtswesen in Deutschland, herausgegeben von Lexis, II /Berlin 1904/, Seite 238 ff.

Scheidung nach den besonderen männlichen und weiblichen Eigenheiten eintreten, wenn Männer und Frauen in der Wahl des Berufs völlige Freiheit haben, wenn keine unsachlichen Beweggründe, keine erkünstelten und ungerechtfertigten Rangunterschiede zwischen Mann und Frau die freie Wahl erschweren und vergewaltigen. Dazu wird die angedeutete Reform der Erziehung im Sinn des Sozialismus wesentlich beitragen, ohne daß sie darum ihrerseits die natürlichen Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen außer acht läßt. Also äußerlich zunächst gemeinsame Erziehung, Koedukation, ohne Überspannung des Grundsatzes, unter bereitwilliger Trennung der Geschlechter überall dort und überall dann, wo es die geschlechtlichen Besonderheiten und dadurch bedingte physiologische und psychologische Verschiedenartigkeiten ratsam erscheinen lassen. Innerlich aber: Anerkennung des Mädchens als gleichberechtigt mit dem Knaben, Öffnung aller Bildungsmöglichkeiten für das Mädchen wie für den Knaben, Achtung und Behandlung des Mädchens in erster Linie als zukünftige selbständige Staatsbürgerin und in besondern Würdigung als zukünftige Mutter.

Auch über den rein pädagogischen Weg, der am sichersten zu diesem Ziel führt, sind wir Sozialisten nicht in Verlegenheit. So wie Bebel in seinem Buch über die Frau zugleich den Weg der sozialistischen Befreiung der Gesellschaft überhaupt aufzeigt, so führt auch der Weg zur pädagogischen Befreiung der Frau zugleich zur allgemeinen Reform der Erziehung. Das ist: die Einführung der Arbeit in den Erziehungsplan.

VON der Frauenberufarbeit sind wir ausgegangen. Wir sehen in ihr einen Fortschritt. Die Arbeit ist für die sozialistische Betrachtung des Wirtschaftsprozesses keine Last und Qual, sie ist materiell vielmehr die Erhalterin der Gesellschaft und moralisch die Bringerin großer Freuden. Freilich nicht die Lasttierarbeit unserer Tage, sondern die sorglich geregelte, der menschlichen Leistungsfähigkeit angepaßte und von jedem Mitglied der Gesellschaft in ihrer Bedeutung erkannte und gewürdigte gesellschaftlich notwendige Arbeit. Für diese Arbeit sind die Kinder von klein auf vorzubereiten. Beim kindlichen Spiel beginnt sie, das planmäßige Kennenlernen der elementaren Werkzeuge und Handgriffe der Hauptberufe schließt sich an, auf den Oberstufen tritt die intellektuelle Erfassung der Berufe hinzu, später die theoretisch-volkswirtschaftliche Verknüpfung der einzelnen Berufe zum Ganzen des Produktionsprozesses.⁵⁾ Dadurch fällt die heutige Lehrzeit aller Berufe zum größten Teil mit der Schulerziehung, die entsprechend zu erweitern und auszubauen ist, zusammen.

Die ganze Erziehung durch die Arbeit aber erfolgt für Knaben und Mädchen gemeinsam. Das Mädchen lernt ebenso wie der Knabe alle Berufe kennen und zugleich durch die praktische Arbeit in den verschiedenen Berufen seine persönliche Eignung und Neigung für den einen oder andern Beruf. Es gewinnt wie der Knabe die Einsicht in den Produktionsprozeß; die Arbeit ist der zukünftigen Frau nicht mehr eine seelenlose körperliche Beschäftigung, gerade gut genug, um damit Geld zu verdienen, sondern sie lernt den Wert und den Reiz der Arbeit und den von ihr ausströmenden Segen für Geistes-

⁵⁾ Über Arbeit und Erziehung und die übrigen Probleme siehe Näheres Schulz, an dem in Note 1 erwähnten Ort, besonders Seite 11 ff., 51 ff., 66 ff., 122 ff., 185 ff.

und Charakterbildung kennen. Die Teilung der Arbeit, die nach dem Krieg in noch ganz anderer Weise als früher weiter entwickelt werden wird, verliert dadurch wie für den Mann so auch für die Frau das Niederdrückende einer einseitigen geistlosen und mechanischen Körperbewegung. Die Frau wird zum vollwertigen Kameraden des Mannes. Sie wird zum vollen und freien Menschen, den das Bewußtsein einen wertvollen Beruf zum Besten der Gesamtheit auszufüllen trägt und adelt. Sie wird darüber hinaus nach freiem Entschluß und nach freier Wahl, ohne entwürdigenden wirtschaftlichen Zwang, das Weib des Mannes, wie er der Mann des Weibes. Die Erfüllung ihrer Mutterschaftspflichten raubt ihr nicht ihre wirtschaftliche und staatsbürgerliche Selbständigkeit.

Der Krieg hat entsetzliches Unheil über die Menschheit gebracht. Aber soweit er als Revolutionär auftritt, wollen wir uns die Fortschritte, die seine stürmische Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft aufzwingt, nicht entgehen oder beeinträchtigen lassen. Pestalozzi hat seinerzeit die Anregungen zu seinen revolutionären pädagogischen Ideen und Versuchen aus der damaligen Notlage des Volkes, wie sie der aufkeimende Industrialismus über die Menschen brachte, gewonnen. »Ihn jammerte des Volkes.« So bringt der Krieg mit seiner gewaltsamen Förderung der Frauenarbeit die pädagogischen Probleme der Gegenwart und nächsten Zukunft ins Rollen. Die Frauenberufsarbeit können wir nicht wieder beseitigen. Und wollen es auch nicht. Wir sehen in ihr einen gesellschaftsgeschichtlichen Fortschritt. Sie soll uns neben anderen Antrieben ein Mittel sein die Erziehung im Sinn des sozialistischen Ideals zu verbessern und damit zugleich das freie Menschentum der Frau zu fördern.

KÄTHE KOLLWITZ · RODIN



ODIN ist tot.

Wenn es möglich sein wird wieder nach Paris zu gehen, wird man Rodia nicht mehr finden.

Ich durfte ihn vor Jahren zweimal sehen. Das erstemal in dem bekannten Atelier in der Rue de l'Université, wo er empfing. Das zweitemal in Meudon in seinem Museum. Dieses zweite Mal lernte ich eigentlich ihn erst kennen. Ich meine seine Kunst. Er selbst hatte Besuch, mit dem er sich unterhielt. Er forderte mich freundlich auf in dem Museum mir alles anzusehen. Sein ganzes Oeuvre fand ich da zusammen. Alles, auch die vielen kleinen Gipskizzen in den Glasschränken.

So deutlich steht mir der untersetzte alte Mann vor Augen. Der lange weiße Bart, die gütig und schlaue blickenden kleinen Augen, die Stirn, die im obern Teil zurücktrat und über den Augen so gewaltig und gebuckelt auslud. Die großen Filzschuhe, mit denen er auf dem Steinboden herumhuschte.

Damals gab es für mich in der ganzen neuzeitlichen Plastik einzig Rodin.

Ich denke zurück an jenen Eindruck und frage mich: Worin lag das Zwingende, Überzeugende, leidenschaftlich Hinreißende seiner Schöpfungen? Darauf kann ich nur antworten: In seinem Vermögen dem seelischen Gehalt die plastisch überzeugende, nur diesem Gehalt zugehörnde Form zu finden.



Der Mensch Rodin, der seelische Inhalt seiner Werke, die Form, die er schuf, sind eins. Auch eins mit ihnen ist die Wirkung, die beim Anschauen der Werke auf den Beschauenden überströmt. Mir ist es wenigstens immer so gegangen, daß, ob es nun seine große Liebesgruppe mit den wundervoll beseelten Händen war, die ich sah, oder seine Bürger von Calais oder seine Kauernde, immer unmittelbar eine starke Erregung vom Werk in mich überströmte. Die von ihm ausgehende Kraft, die sein Werk ganz individuell belebte, setzte mich mit in Schwung.

Ich denke an das Gebet, den betenden Knaben. Dieser eine leidenschaftliche Wurf hintenüber, die Arme, die, über den Kopf hinausgeworfen, flehen, wie der ganze Körper fleht. Gibt es in der ganzen Kunstgeschichte ein Werk, das überzeugender das flammende Gebet eines Jugendlichen offenbart?

Und die vielen anderen Gestalten, die nun in der Phantasie auftauchen, ähnlich wie bei seinem Auferstehungsrelief vom großen Höllentor Körper über Körper sich hervorwindet. Alle seine Werke voll leidenschaftlichen Lebens. Wühlend in der Empfindung, wühlend in der Form. Das ist ja eben das an ihm, dem man sich nicht entziehen kann, diese Einheitlichkeit von Form und Inhalt. Eine andere Lösung als die von ihm gefundene scheint undenkbar, wenn man einem seiner Werke gegenübersteht.

Mag sein, daß die jetzt kommende Generation auf der Suche nach neuen Wegen Rodin den Rücken wenden wird. Er bleibt der eigene große Schöpfer, der solche Wellen der Beurteilung lächelnd überdauert.



ALFRED BOZI · JUSTIZREFORM VON INNEN HERAUS



Es wäre unverständlich, wenn das starke Erleben der Gegenwart auf das Rechtswesen einflußlos bleiben sollte. Wer aber meint, daß es hier mit einigen Gesetzesänderungen und neuen ministeriellen Verfügungen getan sei, der versteht nicht, was es heißt, wenn auf allen Gebieten die überlieferten Begriffe durch die Macht der Tatsachen überholt werden, und wenn das Volk aus einer mehr oder weniger geleiteten Masse sich zu selbständiger staatlicher Betätigung aufrafft. Das Recht hat einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht wie die dogmatischen Religionen, indem nämlich die Regel, die ursprünglich nur das kenntlich gemachte Verhalten war, sich im Lauf der Generationen zur Wahrheitsquelle selber erhob. So erklärt es sich, daß auch die Jurisprudenz an dem Glauben festhielt ohne Rücksicht auf soziale und wirtschaftliche Geschehnisse das Leben in überkommene Regeln zwingen zu können. Wenn sich jetzt der Schwerpunkt von der Regel in die Vorgänge selber verschiebt, so bedeutet das für das Rechtswesen eine ähnliche Reform, wie sie die Naturwissenschaften erlebten, als die großen Entdecker im 16. und 17. Jahrhundert ihr Augenmerk auf den Naturverlauf selber richteten und als sie sich entschlossen die überlieferten Gesetze an den Ergebnissen ihrer Beobachtung nachzuprüfen.

Die praktischen Erfolge dieser Neuorientierung liegen zunächst in den neuen Aufgaben, die der Rechtswissenschaft für Gesetzgebung und Rechtsprechung erwachsen.

Die Übermittlung und Auslegung der Rechtsregeln hat für einen Gesetzgeber, der es als seine Aufgabe ansieht dem im Volk lebenden Recht Form zu geben, immer nur sekundäre Bedeutung. Um so wichtiger ist es für ihn über die im Volk wachsenden Rechtsgebilde unterrichtet zu sein und darauf hingewiesen zu werden, wenn das gesetzte Recht von dem lebenden Recht überholt ist. Hier beginnt nun die neue Aufgabe der Rechtswissenschaft. Statt mittels philologischer und logischer Operationen den Inhalt der Rechtsregeln zu ermitteln, sie zu systematisieren und in historische Zusammenhänge zu bringen, wird die Rechtswissenschaft sich jetzt der Erforschung des Rechtslebens selber zuwenden. Sie wird sich aus einer Wissenschaft der Rechtsregeln zu einer nach erfahrungswissenschaftlichen Methoden arbeitenden Wissenschaft der Rechtsvorgänge ausbilden. Sie wird die bestehenden Gesetze auf ihre Übereinstimmung mit dem im Volk lebenden Recht nachprüfen. Sie wird auf die Reformbedürftigkeit der Gesetze hinweisen und dem Gesetzgeber das wahrhaft lebende Recht in formulierter Fassung zuführen. Damit wird die Rechtswissenschaft dann auch zu der praktischen Rechtspflege in engste Verbindung treten.

Das Gesetz kann das wahre Recht immer nur für die Zeit seiner Entstehung wiedergeben. Das ist ein Standpunkt, der dem Richter erst zum Bewußtsein kommt, wenn er sich restlos auf den Boden entwicklungsgeschichtlicher Weltanschauung stellt. Die klassische Jurisprudenz, der das Gesetz nicht Rechtserkenntnisquelle sondern Rechtsquelle ist, verlangt vom Richter, daß er sich bei der Gesetzesauslegung in Zeit und Anschauungen eines vielleicht

Jahrzehnte zurückliegenden Gesetzgebers hineinversetzt. Diesem Konflikt zwischen Leben und Dogma pflegte der Richter in der Weise auszuweichen, daß er durch seine Auslegungskunst dem veralteten Gesetzgeber Gedanken und Zwecke unterschob, die in Wahrheit aus der Gegenwart entlehnt waren und die jener daher in seiner Zeit unmöglich gehabt haben konnte. Diesem Verfahren hat die schweizerische Jurisprudenz die Maske abgezogen, mit der Forderung das Gesetz nicht aus der Zeit seines Erlasses sondern seiner Anwendung auszulegen. Einen Weg den Konflikt zu lösen hat vereinzelt die neuere reichsgerichtliche Rechtsprechung beschritten, indem sie induktiv aus den einzelnen Gesetzen allgemeine sich herausringende Rechtsgedanken herausliest. Auf diese Weise werden die neuesten Gesetze immer als Elemente der Rechtsbildung ausgenutzt. Damit ist in Wahrheit der alte Standpunkt aber bereits verlassen. Mit der Gesetzesauslegung aus der Zeit der Gesetzesanwendung insbesondere wird eine Rechtsentwicklung außerhalb der Gesetzesnormen und über diese hinaus stillschweigend bereits anerkannt. Es heißt nur diesen Vorgang in das Bewußtsein bringen, wenn es jetzt zum Grundsatz erhoben wird, daß das Gesetz nur das wahre Recht seiner Zeit zum Ausdruck bringt und wenn demgemäß folgerichtig vom Richter verlangt wird, daß er neben dem Gesetz aus dem lebenden Recht als einer Rechtsquelle unmittelbar schöpfe. Hier ist es wieder die Wissenschaft, die dem Richter dieses lebende Recht zur Kenntnis bringt, und die damit die Stellung wiedergewinnt, die sie unter der Herrschaft des gemeinen Rechts einnahm. Der Unterschied liegt nur darin, daß die gemeinrechtliche Wissenschaft für die sogenannten Observanzen das Bewußtsein der Beteiligten forderte in Ausübung von Rechten zu handeln, während für die erfahrungswissenschaftliche Rechtsauffassung schon das mechanische Geschehen den Rechtssatz in gleicher Weise trägt wie die Naturvorgänge das Naturgesetz tragen.

Diese neue Rechtsauffassung wird nun weiter aber auch dadurch legitimiert, daß die Forderungen, die die überwiegende Mehrheit des Volkes an die kommende Justizreform stellt, als die restlosen Konsequenzen des angenommenen Prinzips sich erweisen. Das ist die stärkste Begründung eines erfahrungswissenschaftlichen Gesetzes. Es ist unmöglich hier im einzelnen erschöpfend anzugeben, was zu geschehen hat. Für den, der aus den Strichen das Gemälde zu formen vermag, genügt es auf einige der wichtigsten Forderungen hinzuweisen.

Dahin gehört zunächst die Erweiterung der sogenannten Laienrechtsprechung. Wenn man angesichts einer durch Jahrzehnte verfolgbar zunehmenden Beteiligung des Volkes an der Rechtsprechung die Brauchbarkeit der Laienrichter überhaupt diskutieren will, so lautet die Frage jetzt nicht, ob der Volksrichter imstande ist den gelehrten Richter zu ersetzen, sondern sie lautet, ob ein Richter, der nicht nur nach dem Gesetz sondern auch nach dem lebenden Recht urteilen soll, der Mitarbeit derer entraten kann, die doch die eigentlichen Träger dieses Rechts sind. Diese Frage muß unbedingt verneint werden. Dann ist aber auch dafür zu sorgen, daß die Auswahl der Laienrichter ohne Rücksicht auf politische Stellungnahme immer auf die tüchtigsten und selbständigsten Persönlichkeiten fällt. Andererseits werden aber auch die Gerichtsvorsitzenden ihre Aufgabe nicht gelöst haben, wenn es ihnen gelingt ihre Laienbeisitzer zu ihrer Ansicht zu

bekehren. Sie tragen die weit schwerere Verantwortung dafür, daß die Laienrichter sich tatsächlich ein selbständiges Urteil bilden und daß ihre Überzeugung auch bei der Urteilsfindung im Kollegium entsprechend Ausdruck findet. Sie werden die Verhandlung in allgemeinverständlicher Weise zu leiten und die nicht juristisch geschulten Beisitzer durch Hinweis auf die durch das Gesetz gebotenen Möglichkeiten (Ausübung des Fragerechts usw.) zu eigener Betätigung in der Verhandlung anzuregen haben.

Die große Aufgabe der gütlichen Erledigung der Rechtsstreitigkeiten und der Vereinfachung des Verfahrens ist für eine erfahrungswissenschaftliche Rechtsauffassung mit dem Grundsatz einer Erzielung höchsten Nutzeffekts bei möglichst geringem Kraftaufwand gelöst. Denn es ist ebenso widersinnig einen Rechtsstreit, der sich in Stunden zu einer beide Parteien befriedigenden Lösung bringen läßt, jahrelang durch die Instanzen zu treiben, als es unpolitisch ist die Unzufriedenheit mit den Staatseinrichtungen durch Strafverfolgungen zu züchten, an denen die Allgemeinheit uninteressiert ist. Es ist nicht die Aufgabe der Behörden zur Stellung von Strafanträgen aufzufordern, und es ist auch finanzpolitisch zu bedauern, wenn die Richter sich noch immer nicht dazu entschließen an die Stelle kurzzeitiger Freiheitsstrafen in allen gesetzlich zulässigen Fällen Geldstrafen zu setzen und diese nicht nach veralteten Schemen sondern in Anpassung an die Vermögensverhältnisse der Betroffenen zu bemessen.

Eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Justizreform ist die Ausbildung des juristischen Nachwuchses. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Besuch der juristischen Vorlesungen im Lauf des Semesters ungefähr im selben Verhältnis abnimmt, in dem etwa der der naturwissenschaftlichen wächst. Das erklärt sich nicht zum mindesten daraus, daß der Rechtslehrer noch immer mit dem Schwierigsten, nämlich mit dem Abstrakten, beginnt und daß der konkrete Fall für ihn überhaupt nur als Beispiel in Betracht kommt. Der erfahrungswissenschaftliche Unterricht geht dagegen den umgekehrten Weg. Er beginnt mit dem, was auch in der realen Entwicklung am Anfang steht, nämlich mit dem praktischen Vorgang, und steigt erst von diesem zur Theorie hinauf. Der Erfolg ist lebhaftestes Interesse und Verständnis der Hörer sowie eine Schulung im praktischen Denken, die dem Juristen erst weit später geboten wird.

Das alles, von dem hier nur einiges hervorgehoben ist, ließe sich ohne Gesetzeseingriff erreichen, wenn die beteiligten Personen nur selbst Hand anlegen wollten. Aber gerade bei den Juristen ist der durch Generationen gezüchtete Glaube an die Allmacht der Regel und damit das Vertrauen in die Hilfe von oben so tief eingewurzelt, daß sie jedem Selbsthilfeakt von vornherein ablehnend gegenüberstehen. Würden hier andere Anschauungen eindringen, würde der Richter sich vor allem dazu entschließen zusammen mit anderen Selbsthilfeeinrichtungen des Volkes an der Verbesserung des Rechtswesens zu arbeiten, dann würde auch die Justizverwaltung ihn nicht so schematisch dirigieren, wie es beispielsweise noch jüngst in der preußischen Verfügung über das Verfahren bei der bedingten Strafaussetzung geschehen ist. Die Unabhängigkeit des Richters würde nicht darin bestehen, daß er durch ein Gitterwerk von allerlei Formalien gegen die Außenwelt sich abschließt. Mit der Bewegungsfreiheit wäre auch der richterlichen Persönlichkeit das Betätigungsfeld geöffnet, und damit würde der Richter in der

Allgemeinheit ein Ansehen gewinnen, das er von Orden, Rängen und Titeln vergeblich erwartet.

Andrerseits muß aber auch das Volk einsehen, daß, in diesem Sinn verstanden, die Rechtsreform keine juristische Fachaufgabe ist. Von der Selbsthilfe sind unmittelbar greifbare Erfolge nur zu erwarten, wenn sich Juristen mit den freien Berufsständen zur Gemeinschaftsarbeit an der großen Aufgabe zusammenfinden. Auf diesem Boden sind die Gesellschaften für soziales Recht entstanden, die deutsche unter dem Vorsitz des Verfassers dieses Artikels und des Reichstagsabgeordneten Max Quarck, die österreichische unter dem Vorsitz des Reichsratsabgeordneten Julius Ofner, die ungarische unter dem Vorsitz des Reichstagsabgeordneten Sándor Giesswein. Es sind nicht Gesellschaften in dem Sinn, daß Vereinsleben gepflegt werden soll, sondern Arbeitsgemeinschaften, die von jedem Mitglied nach seinen Kräften tätige Arbeit erwarten. Die Deutsche Gesellschaft für soziales Recht hat sofort in dem Ausbau und in der Verbreitung einer Anzahl in Bielefeld geschaffener sozialer Rechtseinrichtungen ein Arbeitsfeld gefunden. Die erforderlichen Arbeitsausschüsse sind bereits an der Arbeit. Andere Ausschüsse sind in der Bildung begriffen. Insbesondere soll auch der Schmittmannsche Gedanke einer Reichswohnversicherung energisch gefördert werden, und es soll an der so dringend notwendigen Politisierung unseres Volkes durch Einrichtung sozialpolitischer Erörterungen gearbeitet werden. Das sind einige der zahlreichen Aufgaben, die sich die Gesellschaft sofort gestellt hat. Wer von ihrer sozialen Bedeutung und von der Gangbarkeit des eingeschlagenen Weges überzeugt ist, der möge nicht zurückstehen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Max Schippel

Die jüngsten, für Deutschland überaus günstigen kriegerischen Ereignisse: Mitte Oktober der Vorstoß in der Ostsee und die Besetzung der Inseln im Rigaischen Meerbusen, wenige Tage darauf die große Offensive gegen Italien, haben der deutschen Friedens- und Selbsterhaltungspolitik zwei bedeutende Einbruchsstellen in den Ring der englischen Koalitionskriegspolitik teils zum erstenmal offengelegt teils weiter als jemals vorher geöffnet. Je mehr aber die Möglichkeit die englische Einkreisung zu sprengen und auf absehbare Zeit schachmatt zu setzen sich in faßbareren Umrissen enthüllt, desto niederdrückender wird die kaum bestreitbare Wahrnehmung, daß die deutsche außenpolitische Führung noch immer gar nichts oder spottwenig von einer einheitlich zwecksetzenden Richtungsbestimmtheit erkennen läßt, und daß deshalb die günstigsten Gelegenheiten, an-

statt zielbewußt ergriffen und festgehalten zu werden und sich dadurch zu dauernden Voraussetzungen des deutschen Vorwärtskommens herauszubilden, wieder ergebnislos dahinzuschwinden drohen, lediglich infolge der Unschlüssigkeit der nächstberufenen und nach außen hin allein handlungsfähigen Regierungskreise.

Ja noch mehr: Von neuem scheinen wir in Deutschland, statt auf die unentbehrliche Kunst der selbstbeherrschenden Willens- und Kräftezusammenfassung, auf jene in langer und bitterer Vergangenheit nachgerade sattam erprobte, hin- und herschweifende Neigung des ziellosen Experimentierens zu stoßen, die niemals einen bestimmten, allen anderen Wünschen und Erwartungen unbedingt vorangehenden Abschluß des heutigen Krieges unbeirrbar im Auge behält, sondern die, mit Einfällen reich und überreich gesegnet, jedoch in allen tieferen Grundzügen vollkommen planlos und schließlich immer nur von der Hand in den Mund lebend, bei jeder neuen rein militärischen, aber deshalb

noch lange nicht weltpolitisch neuen Konstellation einem andern außenpolitischen Programm sich zuzukehren anschickt, die über dem Vergänglichen und Dekorativen in der Politik zuletzt das Notwendige und Dauernde ganz aus dem Auge zu verlieren bereit ist. Und leider wird man hinzufügen müssen, daß unsere außenpolitisch unerbogene öffentliche Meinung und unsere parlamentarischen Mehrheiten bisher gegen diese, ewig im Kreis sich drehende Hilflosigkeit unserer diplomatischen Leitung ein ausgleichendes Gegengewicht so wenig darbieten, daß weiteste Kreise Deutschlands den Glauben an eine annähernde Gleichwertigkeit von militärischen und politischen Kriegsergebnissen mehr und mehr zu verlieren beginnen.

Außer durch rein militärische Niederlagen und Schäden, die aber, wie wir nach mehr als 3 Jahren sehen, gerade gegenüber unserm meergeschützten Gegner aller Gegner niemals zu einer Vollentscheidung genügen, ist der britische Vernichtungswille gegen Deutschland nur dadurch zu brechen, daß der Ring der von England aus gelenkten Koalition in wichtigen Bindegliedern versagt und damit für die letzten und größten Kräfteanstrengungen, die England seinen Verbündeten noch zumuten könnte, in Stücken auseinanderfällt. Nimmer ruhende, jede Handhabe benutzende diplomatische Tätigkeit nach dieser Richtung ist für uns um so mehr geboten, weil Deutschlands weltpolitische Zukunft nur in dem gleichen Maß gesichert erscheint, wie England sich in der Wiederholung von Einkreisungsanläufen bescheiden muß und wie Deutschland heute englandverbündeten Staaten als Teilnehmer einer selbständigen europäischen Kontinentalpolitik gegen England zu erscheinen vermag.

Deutschland und Rußland

An der großen schicksalbestimmenden Kreuzung aller unserer Zukunftswege stehen deshalb die deutsch-österreichischen Beziehungen zu Rußland. Ländererwerbungen und Länderabtrennungen, rein militärisch gewiß nicht undenkbar, wären hier (weltpolitisch, und unzweifelhaft Nachteile gegen zweifelhafte Vorteile aufgerechnet) ein Pappenstiel gegenüber dem Erlöschen alter, nicht nur unsere ganze Gegenwart unerträglich belastender Feindschaften und gegenüber der Schaffung anderer Bündnismöglichkeiten; auch ganz abgesehen von demokratisch-nationalen Gesichtspunkten sowie

rein wirtschaftlichen Erwägungen, auf die hier oft genug hingewiesen wurde. Die Abkehr Rußlands von den Zielen der britischen Einkreisungspolitik kündigte sich aber, nach dem Ausscheiden des kadettistischen Imperialismus aus der Regierungsführung, mehrfach offen an und zwar immer, auf dem Höhepunkt der Kerenskijischen Herrschaft und ebenso nachher, mit dem gleichen Grundgedanken: zwar kein Sonderfrieden, der als Verrat und Ehrlosigkeit für jede noch nicht festgewurzelte Regierung im Handumdrehen zu einer innern und äußern Todesgefahr werden konnte, wohl aber Verzicht auf alle Annexionen, unter Gewährung voller Selbstregierung an alle sich unterdrückt fühlenden Völkern. Dieses Programm entsprach in allem Wesentlichen den grundlegenden deutschen Friedensabsichten. Zudem mußte es, durch klare deutsche Zustimmung unterstützt und bei der Friedenssehnsucht der russischen proletarischen und bäuerlichen Massen bis zur Uner-schütterlichkeit gestärkt, den unwiderstehlichsten Keil in die bisher noch immer einheitlich aufrechterhaltene Ententemauer treiben. Was an Verstimmungen unter den Alliierten dadurch entstand, mußte erst recht der Förderung eines gedeihlicheren Verhältnisses zwischen den großen kontinentalen Nachbarstaaten zugute kommen. Ganz gleich, welche innere Umwandlungen sich in Rußland weiter vollzogen. Denn jede arbeiter- oder bauernsozialistische Regierung, ob radikalerer oder gemäßigerer Art, vermag sich in Rußland nur durch ein entschiedenes, eindrucksvolles Friedensprogramm zu halten und zu festigen, und keine Wiederkehr eines bürgerlichen und selbst eines rein absolutistisch-bureaukratischen Regiments würde so leicht die alte Kriegspolitik wieder aufnehmen können: es sei denn, die Friedensbereitschaft hätte unterdes in den schwersten Enttäuschungen und vielleicht in schimpflichen Demütigungen und Aussichten geendet, die erfahrungsgemäß stets den nationalen Leidenschaften rasch wieder die Oberhand gewähren.

Das deutsche Auswärtige Amt, das sich in der Bethmannzeit niemals zu einer klaren Orientierung nach Ost oder West aufzuraffen und deshalb nicht einmal gegebene Tatsachen auszunutzen, geschweige denn sich vorbereitende Ereignisse mitzugestalten vermochte, hat die ersten Kerenskijischen Friedensanläufe nutzlos verstreichen lassen, hat sie durch das einseitige und aussichtslose Hin-

beiten auf einen Sonderfrieden vielleicht noch kompromittiert und geschwächt. Den zweiten Anlauf der Bolschewikzeit schien es, wie unter einer plötzlichen unvermittelten Sinneswendung durch die italienischen Siege, dadurch beantworten zu wollen, daß es für die schwer wider-ruffliche Zuweisung Russisch Polens an die Habsburgische Monarchie und Kur-lands und Litauens an Deutschland Stimmung zu wecken versuchte. Diese rätselhaften Vorgänge vollzogen sich dazu unmittelbar vor der geplanten Pa-riser Alliiertenkonferenz, auf der russi-sche Delegierte zum erstenmal die Än-derung der scheinbar gemeinsamen, in letzter Linie vorwiegend englischen Kriegsziele klipp und klar auf die Ta-gesordnung bringen wollten.

Eine solche Diplomatie hätte Sinn, wenn sie in Wirklichkeit auf einen Löwenver-trag mit England hinsteuert, und auch nach dieser Seite nur, wenn sie in die-ser Beziehung ihrer Sache schon sicher genug wäre, um ruhig andere Lösungs-möglichkeiten sich entschlipfen lassen zu können. Das letzte ist das Gegen-teil aller Wahrscheinlichkeit; aber auch auf das erste sollte man sich zum mindesten nicht ohne vorausgehende ein-deutige Verständigung mit parlamentari-schen Mehrheiten festlegen, weil es sich hier um nichts geringeres handelt als um die zukunftsbestimmende Grundfrage für Deutschlands ganze Weltstellung.

Parlament und Außenpolitik

Aber haben wir denn über-haupt eine parlamentari-sche Mehrheitspolitik in auswärtigen Fragen? Ist der klare Wille, den man hier in der Regierung vermißt, und dessen Fehlen nach wie vor an Stelle eines festen Regierungskurses ein ratloses Hin- und Herwerfen zwischen Wind und Wellen setzt, etwa um so ausgeprägter in großen Parteien und Parteiverbänden vorhanden, stark genug, um einer zielbewußten Regie-rungsführung zum Durchbruch gegen wi-derstrebende Strömungen in den höhe-ren Regionen zu verhelfen, oder um von sich selber aus die ganze Richtung der ausführenden Ämter zu bestimmen? Das parlamentarische System, das man mit Fug und Recht anstrebt, bedarf zweifel-los der Einheit in der Mehrheit. Aber diese Einheit nebst ihrem Einfluß ist ei-tel Täuschung und verliert jeden Wert, wenn man sie lediglich dadurch auf-rechterhält, daß man den letzten und größten Problemen ängstlich aus dem Weg geht, daß man also immer wieder und zwar auf den wichtigsten Gebieten

dem alten Obrigkeitssystem freiesten Spielraum läßt.

Eine Wendung zum Bessern zeigt sich bisher nur in einem Teil der Presse der Parteien. Aber die Anzeichen einer Wandlung mehren sich immerhin. (Kean-zeichnend für die bürgerliche Linke war erst in den letzten Tagen wieder ein Ar-tikel des Abgeordneten Heckscher in der Vossischen Zeitung vom 19. November.) Vielleicht verhelfen uns also doch noch die Parlamente zu der Programmklar-heit und der damit auf das engste zu-sammenhängenden Entschlußfähigkeit, die unsere amtliche Außenpolitik noch immer bisher peinlich vermissen läßt.

Russisches Friedensangebot

Das Programm der bolsche-wistischen Erhebung (am 6. November mit der Be-setzung einiger wichtiger Ämter in Pe-tersburg beginnend), das in einem Auf-ruf des Sowjetkongresses an die Arbei-ter, Soldaten und Bauern bekanatgege-ben wurde, forderte neben der unen-geltlichen Auslieferung der privaten, Regierungs- und Kirchenländereien an die Bauernausschüsse und neben inneren demokratischen und wirtschaftlichen Reformen den «alsbaldigen Beginn» von «Besprechungen über einen gerechten demokratischen Frieden. . . Die Regie-rung ist der Ansicht, daß ein gerechter demokratischer Frieden, der von der Mehrheit der Arbeiterklassen aller krieg-führenden Länder erstrebt wird, die durch den Krieg erschöpft und ruiniert sind, ein Frieden, den die russischen Arbeiter und Bauern nach dem Sturz der Monarchie forderten, ein sofortiger Frieden ohne Annexionen, das heißt ohne widerrechtliche Aneignung frem-den Gebietes und ohne gewaltsame Er-oberung fremder Nationalitäten, und ein Frieden ohne Kontributionen sein muß. Die russische Regierung schlägt allen Kriegführenden vor sogleich einen sol-chen Frieden zu schließen und sich be-reit zu erklären unverzüglich alle ener-gischen Schritte zur endgültigen Billi-gung aller Bedingungen dieses Friedens durch die Bevollmächtigten aller Länder und aller Nationen zu tun. . . Ihrerseits unterdrückt die Regierung jede Geheim-diplomatie und bekräftigt ihren festen Entschluß die Friedensbesprechungen offen vor der ganzen Welt fortzusetzen und zur Veröffentlichung aller geheimen Verträge zu schreiten, die von der Regie-rung der Großgrundbesitzer und der Kapitalisten seit Februar bis zum 7. No-vember 1917 gebilligt oder geschlossen worden sind.» Die Grundsätze dieses

Friedensmanifestes sind also in ihrem eigentlichen Inhalt die gleichen wie die des Manifests der zweiten provisorischen Regierung vom 10. April 1917 (siehe diese Rundschau, 1917 I, Seite 428). Man kann sie daher, unabhängig von dem Schicksal der jetzigen bolschewistischen Herrschaft, als den Willen des russischen Volkes ansehen.

Dem Friedensaufruf ist dann Ende der dritten Novemberwoche ein allgemeines russisches Waffenstillstandsangebot an alle kriegführenden Mächte gefolgt.

Kriegspublikationen Von den hier oft erwähnten, durch Materialbeherrschung und umsichtiges Urteil gleich ausgezeichneten politischen Wochenschaun Otto Hoetzsch' ist der 2. Sammelband erschienen (Der Krieg und die große Politik /Leipzig, S. Hirzel/). Er reicht vom Oktober 1915 bis zum Eintritt Rumäniens in den Krieg, Ende August 1916. Ein ausführliches Stichwort- und Personenregister erleichtert die Benutzung. Dieses Buch, eine der wertvollsten Kriegspublikationen, sollte niemand beiseite lassen, der die Probleme unserer auswärtigen Politik wirklich ernsthaft studieren will. Ferner hat der rührige Völkerrechtsexperten und volksparteiliche Abgeordnete Ernst Müller (Meiningen) seinen früher bereits hervorgehobenen politischen Führer durch die Weltkrisis 1914 bis 1917 durch einen 2., stoffreichen Band (Diplomatie und Weltkrieg /Berlin, G. Reimer/) zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Ein Schlußwort ist der deutschen Diplomatie und den Kriegszielen gewidmet und tritt auch warm für eine freiheitliche Entwicklung unseres innenpolitischen Lebens ein. An der Hand des ausführlichen Registers erschließt sich hier eine reiche Sammlung urkundlicher Aktenstücke und publizistischer Kundgebungen.

Das neutrale Belgien und Deutschland nennt der Brüsseler Jurist Fritz Norden eine bei Bruckmann in München deutsch herausgegebene, von J. Kohler mit einem Geleitwort eingeführte Schrift, die politisch-geschichtlich und rechtlich die leitenden Absichten der Großmächte seit der Napoléonischen Ära und Belgiens jüngste unglückliche Haltung darlegt. Noch lehrreicher ist ein von P. Dirr, dem Mitglied des bayrischen Landtags, soeben veröffentlichtes umfangreiches Werk: Belgien als französische Ostmark /Berlin, Kirstein/. Die langjährigen französischen Umwerbungen werden hier vor allem auf Grund der Flug-

schriftenliteratur und der Presse, der Vereinskundgebungen und Bemühungen verfolgt, bis in die Einwirkungen auf die Schulen und die ganze alltägliche geistige und politische Atmosphäre, auf die unermüdliche wallonische Bewegung, die sich ganz in den Dienst der großfranzösischen Einflusbreitung stellte. Das Jungwallonentum wurde selbst gegen den einheitlichen belgischen Staat immer aufässiger, dem es Beherrschung durch flämische Einflüsse vorwarf. Unter der Einwirkung der zunehmenden deutsch-französischen Spannung verschärfte sich nach Dirr die anti-flämische Stimmung mehr und mehr und ergriff die breiten Massen, besonders die sozialistische Arbeiterschaft Welsch Belgiens. Immer zahlreichere Belgier hätten in der empfohlenen Verwaltungstrennung nur eine Vorstufe für das künftige Aufgehen der belgischen Südprowinzen in Frankreich erblickt. Kurz vor Ausbruch des Weltkriegs erließen die annexionistischen Gruppen feurige Aufrufe zugunsten Frankreichs. Die Regierung wagte nichts mehr zu unternehmen, was den Franzosen unangenehm sein konnte. Der letzte Teil erhebt sich vollends zu einer bitteren Anklage gegen die belgische Auslandspolitik im allgemeinen, wobei scharfe Streiflichter auf die Congopolitik und den finanziellen Einfluß der Ententeländer, auch auf die Beziehungen zu Holland fallen. Das ganze Buch arbeitet offenbar auf einen bestimmten Eindruck zugunsten der deutschen Flamenpolitik hin, ist aber durch den Reichtum der mitgeteilten, sonst wenig bekannten und beachteten Tatsachen außergewöhnlich lehrreich. Der Verbandssekretär der katholischen Arbeitervereine Paul Fleischer wendet sich leidenschaftlich gegen die Politik Englands, indem er die Frage zur Erörterung stellt: Welche Gefahr droht Deutschland und seiner Arbeiterschaft von einem unbesiegt England? Die Auskunftsstelle Vereinigter Verbände in Berlin hat den Vertrieb übernommen. Von der gleichen Stelle geht J. Neumanns Schrift aus: Die Kriegsziele unserer Feinde im Spiegel ihrer eigenen Äußerungen /Berlin, Curtius/. Der Innsbrucker Gelehrte Paul Kretschmar behandelt, mehr unter Herausarbeitung der großen Grundlinien der Entwicklung als unter Anhäufung von Einzelheiten, England als Feind des Kontinents und die amerikanische Frage: diese auch unter Hinweisen auf Japans Rolle /Innsbruck, Wagner/. Mehr allgemeine Kulturbetrachtungen enthält das Buch des

Grazer Professors Otto Loewi Unsere Stimmung gegen England und ihre Bedeutung für später /Graz, Leuschner & Lubensky/. Mit England beschäftigen sich weiter: Die Aushungerung Englands, eine volkswirtschaftliche Untersuchung des Geheimen Regierungsrats Gustav Seibt /Berlin, Scherl/; Moritz Loeb Schürer des Weltbrandes, eine Fortsetzung von Eduards unseligen Erben /Augsburg, Haas & Grabherr/; Deutsche Kriegspolitik und England, von Gustav Eichhorn /Zürich, Leemann/. Für Zwecke der Belehrung wie des Nachschlagens gleich geeignet ist ein Büchlein Deutschland und der Weltkrieg von P. B. Fischer und P. Zühlke /Leipzig, Teubner/. Eine erstaunliche Fülle von Material ist hier unter Benutzung neuester amtlicher Quellen auf knappstem Raum, in Zahlentafeln und in geschickter Anwendung von Abbildungen zusammengetragen: über die Entwicklung der deutschen Leistungsfähigkeit in Rüstung und Technik, Produktion, Handel und Verkehr, in Sozialpolitik und Bildungswesen, über die Kriegskosten und Kriegswirkungen, die Kriegsfürsorge, über die Deutschland gegenüberstehenden militärischen und wirtschaftlichen Kräfte.

Kurze Chronik Nach 103 Tagen der Kanzlerschaft Michaelis, die von Anfang an unhaltbar war, wurde in Deutschland abermals ein Regierungswechsel vollzogen. Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident wurde der 74 jährige bisherige bayerische Ministerpräsident und frühere Reichstagsabgeordnete Georg Graf von Hertling. Er übernahm dieses Amt, nachdem er sich durch Besprechungen mit den Parteiführern eine Regierungsmehrheit für die erste Zeit gesichert hatte. Das äußere Kennzeichen dieses neuen Kurses war die Berufung zweier Parlamentarier (von Payer und Friedberg) als Vizekanzler respektive Vizeministerpräsidenten. In dieser Tatsache erblickt man den Beginn der Parlamentarisierung Deutschlands. Allerdings mußten jene beiden Abgeordneten nach den bestehenden Verfassungsbestimmungen ihre Mandate niederlegen. Staatssekretär des Auswärtigen Amtes blieb Richard von Kühlmann, der schon vorher Zimmermann abgelöst hatte. ◊ Die Wahlen in Schweden ergaben Ende September einen unzweifelhaften Sieg der Sozialisten. Die neugewählte Zweite Kammer besteht nunmehr, wenn man von et-

waigen Wahlanfechtungen absieht, aus 70 (gegen bisher 86) Mitgliedern der Rechten, 62 (bisher 57) Liberalen und 98 (bisher 87) Sozialisten. Branting übernahm das Finanzministerium in der neuen liberal-sozialistischen Koalitionsregierung. ◊ Die militärischen Niederlagen und die wirtschaftliche Bedrängung und -verteilung führten in Italien am 25. Oktober zum Sturz des Ministeriums Boselli, das nach dem Fall des Lowtschen und der ersten österreichischen Offensive als Ministerium der Einigung im Innern und der unentwegten Kriegspolitik nach außen entstanden war. Leiter des Kabinetts ist nunmehr Orlando. ◊ Ähnlich ersetzte in Frankreich Mitte November ein Ministerium Clemenceau das Ministerium Barthou-Painlevé, das auf Ribots Kabinett Anfang September gefolgt war. ◊ Durch deutsch-österreichisches Patent vom 12. September 1917 erhielt Polen einen 3 gliedrigen Regentschaftsrat, also eine eigene regierende Gewalt. Der Regentschaftsrat soll mit Zustimmung der Okkupationsmächte einen verantwortlichen Ministerpräsidenten als Organ der vollziehenden Gewalt ernennen. Die Gesetzgebung soll zusammen mit dem erneuerten Staatsrat ausgeübt werden; doch behalten die Generalgouverneure der Mittelmächte ein Vetorecht.

Literatur Die Einführung in das politische Denken, eine Flugschrift des Dürerbundes, die Adolf Grabowsky geschrieben hat /München, Callwey/, ist vor allem wertvoll durch den Überblick über die wichtigsten, grundlegenden politischen Werke bis zur unmittelbaren Gegenwart. ◊ Einen freimütigen, ungemein vielseitigen Beitrag zur politischen Neuorientierung auf allen Gebieten, auch des Auswärtigen, liefert Fritz Stier-Somlo (der als Sozialpolitiker, besonders als Kenner der Arbeiterversicherung, den Lesern bekannt sein wird) in einem größer angelegten Werk über Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik /Bonn, Marcus & Weber/. An dieser Stelle wäre besonders auf die Abschnitte über Völkerrecht und auswärtige Politik, über Nationalitätenfrage, Kriegswirtschaft hinzuweisen. Die Literaturangaben sind für jeden Abschnitt sehr reichhaltig, so daß dem Leser auch für weitere Studien der Weg in dankenswerter Weise gezeigt wird.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Raphael Seligmann

Kantkritik Die grundsätzliche Unannehmbarkeit der transzendentalen Philosophie Immanuel Kants betitelt Georg Jonquière ein Buch /Bern, Francke/, das wieder einmal die Kantische Philosophie auf Grund einer eingehenden Prüfung ihrer Ergebnisse zu widerlegen versucht. Diesem seinem Widerlegungsversuch schickt der Verfasser eine recht getreue Wiedergabe der Kantischen Anschauungen voraus. Er vertritt die von vielen namhaften Kantforschern bestrittene Auffassung, daß das so viel angefochtene Ding an sich den eigentlichen Kernpunkt der Kantischen Weltanschauung bilde und im Denken Kants eine ausschlaggebende Rolle spiele. Er folgt hierin ganz den Fußstapfen Eduard von Hartmanns, der Kant vornehmlich als Metaphysiker verstanden wissen wollte, sehr im Gegensatz zu einer Anzahl bedeutender nachkantischer Denker, die Kant ausschließlich als Erkenntniskritiker interpretieren. Ganz im Sinn Hartmanns faßt Jonquière das Ding an sich als den ursprünglichen transzendenten Reiz auf, der das subjektive Vermögen oder das »Gemüt« nach dem Ausdruck Kants zur Entfaltung seiner in ihm angelegten Fähigkeiten und Funktionen anregt. Hartmannisch ist auch die Auffassung der Kategorien als vorbewußte Anlagen, die in diesem Gemüt des Subjekts verwurzelt seien und die erst durch den auf es einwirkenden oben genannten intelligiblen Reiz zur Äußerung ihres Wesens gelangen. Das Verhältnis dieses intelligiblen Reizes oder des Dinges an sich zum erkennenden Subjekt bereitet Jonquière, wie übrigens vielen anderen, große Schwierigkeiten. Jacobi wird wohl der erste gewesen sein, der auf den in diesem Verhältnis liegenden innern Widerspruch aufmerksam machte, indem er nachzuweisen suchte, daß die Kategorie der Kausalität der Kantischen Theorie zufolge auf das Ding an sich als ein jenseits aller Erfahbarkeit liegendes Etwas nicht angewendet werden könne. Dieser grundlegende Einwand gewinnt für alle weitere Kritik am Kantischen System entscheidende Bedeutung. An diesem Einwand festhaltend sucht Jonquière das Problem dadurch zu lösen, daß er das Verhältnis zwischen dem Ding an sich und dem subjektiven Vermögen nicht als das zwischen einer Ursache und ihrer

Wirkung sondern als das zwischen einem Grund und dessen Folge zu deuten sich bemüht. Das Ding an sich wirke nicht auf das Subjekt im eigentlichen Sinn des Wortes ein, sondern Ding an sich und Subjekt gehören logisch zu einander und seien in einem einzigen zusammen gegeben, ganz in der Weise, wie die 2 Rechte ausmachende Winkelsumme des Dreiecks in einem einzigen Zusammen mit der Gestalt der einander schneidenden 3 Geraden des Dreiecks gegeben ist. Und ebenso wenig wie genannte Winkelsumme die Wirkung des Dreiecks darstellt, ebenso wenig sei die Kategorieentfaltung des Subjekts als die Wirkung des Dinges an sich zu verstehen. Indessen scheint mir diese ganze Deutung mit dem Grundgedanken Kants nach der Auffassung Jonquières selber nicht zu harmonisieren. Wenn das Ding an sich in der Tat ein selbständiges metaphysisches Wesen ist, und nicht eine aus dem System sehr gut eliminierbare quantité négligeable bildet, so muß es ein Dasein ganz für sich führen können und auch ohne das Subjekt logisch ausdenkbar sein, während beispielsweise die einander schneidenden Geraden ohne die zwischen ihnen eingeschlossene Winkelsumme logisch nicht gut auszudenken sind, wie denn überhaupt jeder Grund ebensowenig ohne die in ihm enthaltene Folge, wie die Folge ohne den sie einschließenden Grund existiert. Da scheint mir die Deutung, die Simmel in seinen Vorlesungen über Kant gegeben hat, bei weitem zutreffender und der Kantischen Konzeption näherliegend zu sein. Simmel hilft sich nämlich aus der Verlegenheit durch die Erwägung heraus, daß das Ding an sich eigentlich nicht in einer ursächlichen sondern in irgendeiner andern, uns unbekanntem Beziehung zum Subjekt stehe, und daß wir nur vermöge der in unserm Gemüt angelegten Kategorie der Kausalität das Ding an sich notgedrungen als eine auf dieses Subjekt einwirkende Ursache denken müssen. Was nun die innere Beschaffenheit des Dinges an sich betrifft, das Jonquière in durchgängiger Übereinstimmung mit Eduard von Hartmann und auch mit Hegel als eine vollständig transzendente, weder mit unseren Sinnen noch mit unserm Verstand zu fassende Wesenheit betrachtet, so ist er entschieden im Unrecht, wenn er meint, daß manche bedeutenden Geister, unter anderen Schopenhauer, sich ganz vergeblich darüber den Kopf zerbrochen haben, wie es sich Kant in der

Wirklichkeit ausgemalt haben mochte, und daß es ohne weiteres klar sei, daß Kant selber dieses Ding an sich als ein unseren Sinnen und unserm Verstand vollständig entrücktes Wesen dachte. So klar, wie es sich der Verfasser einbildet, liegen die Dinge bei Kant ganz gewiß nicht. Kant scheint oft vom Ding an sich als von einem der Bearbeitung durch die Formen der Anschauung und die des Verstandes unterliegenden Gegebenen zu reden. Was soll denn hier gegeben sein? Wir wissen von Kant ganz genau, worin diese Formen der Anschauung und des Verstandes bestehen. Darin ist jedenfalls der Stoff der Sinnesempfindungen, das Harte, Rauhe, Weiche, Glatte, Blaue, Rohe, Sauere, Süße usw., nicht enthalten, und es liegt nahe anzunehmen, daß es eben dieser Stoff der Sinnesempfindungen ist, der dem Subjekt zur Bearbeitung gegeben wird. Daß die Kantische »Sinnlichkeit« nicht nur in den Anschauungsformen Raum und Zeit sondern auch in der Fähigkeit des Subjekts zu empfinden überhaupt enthalten sei, ist eine mehr oder weniger wahrscheinliche Annahme, und jedenfalls nicht so fest wie Jonquière meint.

So weit die Darstellung, die zur eigentlichen Auseinandersetzung des Verfassers mit Kant vorbereiten soll. Jonquière nimmt einen großen Anlauf, schickt seiner Darstellung eine Einleitung und einen Überblick über die Lehren vom Raum in der vorkantischen Philosophie voraus und läßt auf seine Kritik des Kantischen Systems eine eigene sich auf moderne wissenschaftliche Ergebnisse gründende philosophische Konzeption folgen, so daß alles in allem das Ganze gottlob zu einem recht umfangreichen Buch ausgewachsen ist. Die angekündigte und nach so vieler Staffage mit einiger Spannung erwartete Auseinandersetzung rechtfertigt jedoch die gegen Kant unternommene große Offensive nicht im geringsten und enttäuscht gewaltig durch ihre spärlichen Ergebnisse. Die einzigen sachlichen Einwände, die Jonquière gegen den Kantischen Kritizismus bringt, stammen von Anesidemus Schulze, Fries und Schuppe: von dem ersten stammt der in der Folge sattsam wiederholte und landläufig gewordene Einwand, daß man die Natur des Erkenntnisvermögens erst durch das in Frage stehende Erkenntnisvermögen selber prüfen könne, und daß Kant daher alles das voraussetzt, was erst Gegenstand der Untersuchung werden soll. Vom letzten rührt ein Einwand her, der

speziell die Kantische Raumtheorie betrifft. Über das Kantische Subjekt, das in sich die Fähigkeit tragen soll die Dinge räumlich zu veräußerlichen, ohne selber seinem innern Wesen nach an der Räumlichkeit teilzunehmen, sagt Schuppe an einer Stelle in seinem Grundriß der erkenntnistheoretischen Logik: »Das unräumliche Ich-Subjekt wird räumlich, indem es sich als Objekt in einem ausgedehnten Leibe findet.« Und an einer andern Stelle: »Wie sollte Anschauung des Raumes denkbar sein, wenn nicht von einem Punkte im Raume aus?« Auf die von anderen Autoren herrührenden Einwände einzugehen ist hier nicht der Platz. Was nun der von uns behandelte Verfasser selber gegen Kant geltend machen will und wodurch er die Kantische Philosophie mit einem Schlag umstürzen zu können glaubt, muß nach der eindringlichen Kritik, die eine Reihe von ausgezeichneten Forschern aus den verschiedensten Schulen und unter den verschiedensten Gesichtspunkten am Kantischen System übten (Schulze, Maimon, Jacobi, Hegel, Fries, Lange, Czolbe, Laas, Schuppe, Avenarius, Stumpf, Cohen und andere) etwas naiv anmuten. Die Auseinandersetzung mit Kant konzentriert sich bei Jonquière ganz in der Erwägung, daß der Kantische Apriorismus den Tatsachen der Evolution nicht die mindeste Rechnung trägt, daß die stabilen Anschauungs- und Verstandesformen zu der stufenmäßigen Entwicklung alles organischen Geschehens in striktestem Widerspruch stehen, und daß die Theorie der ein für allemal »fix und fertig gegebenen« apriorischen Anlage des Gemüts allen unseren wissenschaftlichen Begriffen vom allmählichen Entstehen und Aufstieg physiopsychischer Funktionen ins Gesicht schlage. Die apriori-Anlage wäre eine »so abrupt entstandene, absolute Sache«, die »keinen zureichenden Grund beziehungsweise keine zureichende Ursache« habe, also eine »logische Unmöglichkeit für heutzutage Bewußtseinsinhalte«. Ich weiß nicht genau, was der Verfasser unter »heutzutage Bewußtseinsinhalte« versteht. Aber beispielsweise die Axiome der Mathematik und die der Logik selber, die doch ganz gewiß auf keinen hinter ihnen steckenden zureichenden Grund hinweisen können, dürften doch auch für unser modernes Bewußtsein keine »logische Unmöglichkeit« bedeuten. Und weiß denn der Verfasser im übrigen nicht, daß das Bestreben aller Philosophie von jeher darauf ausgeht

den Grund aller Gründe, also ein nicht weiter zurückführbares Etwas, ausfindig zu machen? Aber dies nebenbei. Was das eigentliche Thema dieser Besprechung, die Lamentationen über die Nichtbeachtung der Evolutionstatsachen seitens Kants anlangt, so kann sich der Verfasser beruhigen: Der Kantische Apriorismus braucht mit der Tatsache der Entwicklung wirklich nicht in Konflikt zu geraten, denn der der Bearbeitung durch die subjektiven Formen unterliegende Stoff der Empfindungen, oder auch das Ding an sich, wenn der Verfasser will, kann sich immerhin ruhig weiter entwickeln, während die Anschauungs- und Verstandesformen von alledem unberührt und bei alledem stabil bleiben. Was speziell das Ding an sich betrifft, so wäre es richtiger zu sagen, daß es etwaige uns unbekannte Metamorphosen durchmacht, die unser Verstand als diese oder jene Formen der Entwicklung erscheinen. Im übrigen richtet sich der Einwand der Entwicklungslosigkeit gegen jede Philosophie, die dem Prinzip des Seins im Gegensatz zu dem des Werdens huldigt, ebenso gegen die Ideen- und Substanzlehre Platos und Spinozas wie gegen den Kantischen Apriorismus, und es ist nicht recht einzusehen, warum gerade dieser durch die Tatsache der Evolution »unannehmbar« sein soll.

Kurze Chronik Am 3. August ist der ordentliche Professor der Mathematik an der Berliner Universität Georg Frobenius im Alter von 67 Jahren verschieden. Sein Hauptarbeitsgebiet war die höhere Algebra; doch hat er auch die Funktionentheorie durch wertvolle Untersuchungen bereichert. ◊ Der Mathematiker Hans Strindberg, ein Sohn des Dichters aus dessen erster Ehe, ist am 3. September in Helsingfors im Alter von 30 Jahren an einem Herzleiden gestorben. ◊ Am 20. September starb der 73jährige Senator Giacomo Barzellotti, Professor der Geschichte der Philosophie an der Universität Rom. Er gehörte zu denjenigen Gelehrten, die die Kriegseidenschaft nicht verblendet hat. ◊ In Paris ist der Professor der Philosophie Louis Liard, 71 Jahre alt, gestorben. Seine Bücher über die englische Logik der Gegenwart und über positive Wissenschaft und Metaphysik sind in deutscher Übersetzung erschienen. ◊ Die Berliner Philosophische Fakultät hat folgende **Preisauflage** gestellt: »Über die

geschichtlichen Voraussetzungen der Lehre Spinozas sind wir durch neuere Forschungen namentlich von J. Freudenthal und St. von Dunin-Bockowski gut unterrichtet. Es soll nun versucht werden auf Grund dieser Vorarbeiten namentlich den Einfluß neuplatonischer Grundanschauungen auf die Ethik Spinozas im einzelnen zu zeigen und, soweit dies möglich, auch die Quellen dieses Einflusses zu bestimmen.« Die neue Preisauflage der Kantgesellschaft lautet: »Kritische Geschichte des Neukantianismus von seiner Entstehung bis zur Gegenwart.« ◊ Zur Förderung der mathematischen Forschung in Norwegen wurde eine **Abelstiftung** gegründet.

Literatur In dem Bändchen Führende Denker der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt /Leipzig, Teubner/ will J. Cohn, wie er in der Vorrede erklärt, nicht dem Leser fertige Befunde der philosophischen Forschung mitteilen sondern vielmehr den Anfänger in der Philosophie an der Hand von möglichst faßlichen und schlichten Darstellungen einiger grundlegender Lehren in das innere Getriebe der philosophischen Problemstellung einführen. Aus diesem Grund wählte sich der Verfasser zu seiner Behandlung je zwei Denker aus verschiedenen Epochen der abendländischen Kulturentwicklung, von denen der eine einen Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie bezeichnete, indem er an alten Überlieferungen rüttelte, neue Fragen aufwarf und neue Aussichten eröffnete, und der andere die errungenen Denkresultate seines Vorgängers weiter ausbaute und befestigte. Solche Denkerpaare scheinen dem Verfasser Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte gewesen zu sein, und auf diesem Weg glaubt er das einfachere Publikum, das nach seinen Versicherungen großes Interesse an den philosophischen Problemen bei seinen Vorträgen bekundet hat, zum Erfassen alles Wesentlichen in den philosophischen Betrachtungen und Forschungen führen zu können. Wiewohl man mit dem Verfasser nicht überall in der Art und Weise seiner Wiedergabe der großen philosophischen Konzeptionen zusammengehen und seine Deutungen und Interpretationen nicht immer beherzigen kann (er verkennt zum Beispiel die Originalität Spinozas, indem er ihn, wie so viele es tun, in eine Abhängigkeit von Descartes bringt), so wird man doch den Eindruck gewinnen müssen, daß er

zu seinem Zweck in der Tat nicht ungeeignete Mittel wählte und im allgemeinen einen nicht ungangbaren Weg einschlug. ◊ Zu einem Heftchen der von ihm und A. Wittig herausgegebenen Mathematisch-Physikalischen Bibliothek /Leipzig, Teubner/, betitelt Der pythagoräische Lehrsatz, hat W. Lietzmann eine in populäre Form gegossene Monographie dieses Satzes und ihm verwandter Betrachtungen gegeben, die für den mathematisch Interessierten nichts mehr und nichts weniger ist als ein feiner ästhetischer Genuß.

Geschichte / Alfred Keller

Reformation Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther seine Thesen an die Schloßkirchen-
tür zu Wittenberg an. 4 Wochen später konnte sie bereits das ganze Deutsche Reich und war auf den Ausgang des ungleichen Kampfes, der sich hier anbahnte, gespannt. Die Geschichtsforschung hat schon früh die Frage gestellt, ob zur Erklärung der gewaltigen Massenwirkung, die der Tat Luthers folgte, die mächtige Persönlichkeit Luthers allein genügt, oder ob noch andere Faktoren dazu beigetragen haben, und sie ist längst zur Überzeugung gekommen, daß dies der Fall gewesen sein müsse. Das Reformationsproblem dreht sich also nicht um Luther allein sondern zunächst um die vorreformatorischen Zustände. Nur aus ihnen kann die abendländische Kirchenspaltung organisch abgeleitet werden. Damit ist aber eines der schwierigsten und umstrittensten Geschichtsprobleme überhaupt angeschnitten. Wohl kein zweites ist so tendenziös und individuell aus der jeweiligen persönlichen Einstellung des Geschichtsforschers zu religiösen und kirchlichen Fragen behandelt worden. Engherzigkeit, Unduldsamkeit, dogmatische Starrheit bestimmten früher zumeist die Darstellung. Schwarz in schwarz, oder weiß in weiß waren die Gemälde, beide von der Wahrheit ungefähr gleich weit entfernt. Die protestantische, die katholische Auffassung, wo es doch nur eine objektiv geschichtliche geben konnte! In jüngster Zeit hat sich manches gebessert. Vorurteilsfreie, nicht fanatisierte Forscher erkannten, daß bei aller prinzipiellen Verschiedenheit in der Beurteilung der Reformation doch eine Verständigung über die Ursachen möglich ist. Der Katholik Heinrich Finke, der gelehrte Kritiker des Lamprechtschen

Reformationswerks, formulierte die Problemstellung folgendermaßen: »Was wir auf jeden Fall erreichen können, ist eine in den Hauptstücken einheitliche Auffassung der Vorreformationszeit, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse, der Lebenskraft des damaligen Kirchenwesens; wir können es, wenn wir uns über die Schwierigkeiten der Forschung an sich, Fehler, Schwächen und Lücken der bisherigen klar werden.« Solcher Fehler wies nun leider die frühere Geschichtsschreibung mehr als genug auf. Sogar Leopold Ranke's klassische Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, die doch ein gerechtes Urteil erstrebte und in zahlreichen Punkten von der frühern Auffassung abwich, war nicht frei davon. Auch in ihr tritt stellenweise der Protestant noch stärker hervor als der Historiker. In noch erhöhtem Maß gilt dies von Ludwig Häussers Vorlesungen über Geschichte der Reformation und von Friedrich von Bezolds Geschichte der deutschen Reformation. Diese verlegte zwar das Schwergewicht mehr auf die kulturgeschichtliche Seite und brachte eine beträchtliche Menge neuen Materials zum Stoff bei. Aber im ganzen zeichnete sie doch wieder schwärzer als Ranke.

Von katholischer Seite ist diesen protestantischen Darstellungen entgegeng gehalten worden, daß sie eine zwar ausgiebige, aber unlautere Quelle zu stark benutzt hätten: die Predigt- und Traktatliteratur des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit. Sie seien keine objektiven Sittenschilderungen sondern religiöse und politische Agitationsschriften. Der Einwand ist berechtigt und wurde auch von protestantischen Forschern anerkannt. J. Haller forderte deshalb in seinem Werk Papsttum und Kirchenreform, daß nur authentische Quellen berücksichtigt werden sollen. Er meinte damit einerseits das Kleinmaterial der lokalgeschichtlichen Forschung und andererseits die Gerichts- und Regierungsakten der Kurie, die durch Leo XIII. der Wissenschaft zugänglich gemacht worden sind. Seltenerweise hat nun der erste Benutzer dieses wertvollen Materials, der Katholik Heinrich Denifle, daraus eine derart erdrückende Fülle von Beweisen für die sittliche und kirchliche Zerrüttung der Vorreformation erhalten, daß er zu der bekannten und leidenschaftlich bekämpften Überzeugung kam, die Reformation sei nur der »große Abzugskanal« gewe-

sen, durch den »das seit langem angehäufte Verderben abgeleitet wurde, das sonst, wenn es in der Kirche geblieben wäre, alles verpestet und vernichtet hätte«. Er mußte zwar selbst davor warnen aus diesem ungeheuerlichen Anklagematerial verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen. »Man schreibt ja nicht nach Rom, um erfreuliche Ereignisse zu schildern, sondern nur, wenn etwas so Außergewöhnliches vorkommt, daß man sich draußen nicht zu helfen weiß.« Dieses Werk, das im Jahr 1909 erschien, bewirkte eine wesentliche Änderung des katholischen Urteils. Erst jetzt gab man dort zu, daß Johannes Janssen, in seiner Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, die als katholisches Gegenstück zu Rankes Werk betrachtet wurde, doch viel zu wohlwollend und einseitig hell geschildert hatte. Sein riesiges und mit erstaunlichem Glück zusammengetragenes Material, mit dem er seine Ansicht belegte, mußte sich eine ähnliche Kritik gefallen lassen wie die protestantischen Quellen, wenn es auch als zeitgeschichtliches und namentlich kulturhistorisches Dokument etwelchen Wert behielt. Zwischen den beiden Extremen suchte dann der Jesuit Hartmann Grisar in seinem 3bändigen Luther zu vermitteln. Sein Streben nach Sachlichkeit soll nicht abgeleugnet werden; doch hat es nur unvollkommene Resultate erzielt. Noch mehr war dies bei dem Fortsetzer Denifles, bei Pater Weiß, der Fall. Seine stellenweise verletzende Darstellung ist auf beiden Seiten zurückgewiesen worden. Dagegen erfreut die jüngste geschichtskritische Erörterung des Problems durch Luzian Pfleger in einer meisterlichen Abhandlung im Hochland durch ihren vornehmen sachlichen Ton und die objektive Art der Beweisführung. Solche Arbeiten sind in der Tat bestens geeignet Gegensätze, die vielleicht unbewußt nachwirken, zu beseitigen. Das Material des vatikanischen Archivs ist aber, wie wir gesehen haben, mit Vorsicht zu benutzen. Die Hauptarbeit wird deshalb peinlich genaue Lokalforschung leisten müssen. Mit Recht fordert Finke, daß hier nichts als kleinlich beiseite gelegt werden dürfe. Jede Urkunde, jeder Brief sei wertvoll, der über das religiöse, sittliche und soziale Leben der Vorreformation Aufschluß geben könne. »Wir müssen einsehen lernen, daß nicht im zentralen, leblosen Staatsgebilde, daß im Territorium damals das eigentliche

volle Leben pulsiert.« Arbeiten dieser Art sind in letzter Zeit mehrfach unternommen worden. Es sei nur an das Werk Phil. Schairers Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters erinnert, das in den Goetzschen Beiträgen zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance erschienen ist und die Augsburger Verhältnisse behandelt. Der Verfasser kommt auf Grund des reichen lokalgeschichtlichen Materials ungefähr zu den selben Anklagen wie Denifle. Leider hat er sich da und dort im Ton und in der Sachlichkeit des Urteils vergriffen, so daß seine Arbeit wohl den Widerspruch der katholischen Kritik herausfordern wird. Gerade dieses jüngste Beispiel zeigt übrigens, wie schwer es gewisse Forschern fallen mag sich ganz von aller Tendenz zu befreien und sich nur von ehrlichstem, sachlichstem Gesichtssinn treiben zu lassen. Man möchte ihnen Friedrich Paulsens Kritik des Jaanssenschen Werkes vorhalten, in der er schrieb: »Wir haben wieder gelernt mit der Tatsache zu rechnen, daß der Katholizismus die Religion der einen Hälfte der deutschredenden Menschen ist. Die religiöse Spaltung unseres Volkes bietet uns wenigstens dies, daß sie uns alle Tage die große Wahrheit predigt, daß die Religion nicht Sache des Staates ist. . . Die Religionsfreiheit und mit ihr die geistige Freiheit beruht in Deutschland darauf, daß keine der beiden Konfessionen die andere zu unterjochen imstande gewesen ist.«

Kurze Chronik Hans Goetz-Bernstein, ein junger Historiker und vortrefflicher Kenner der französischen Revolutionsgeschichte, ist auf dem Schlachtfeld in Flandern gefallen. ◊ Der französische Ägyptologe George Legrain ist in Paris gestorben. Er hat sich durch die Rekonstruktion der Tempelanlagen von Karnak und Luksor berühmt gemacht. ◊ Die Berliner Philosophische Fakultät hat folgende Preisaufgabe gestellt: »Der Einfluß der Zeitgedanken und Zeitereignisse auf die Römische Geschichte Niebuhrs.« ◊ Professor Bingham von der Yaleuniversität will die heilige Stadt der Inkas, Tampu Tokke, entdeckt haben. Sie liege mitten im peruanischen Urwald und sei im allgemeinen noch gut erhalten. Da in den letzten Jahren mehrfach ähnliche Nachrichten aufgetaucht sind, die sich nicht bewahrheitet haben, wird auch diesmal vorzichtige Aufnahme ange-

bracht sein. ◊ In Bari (Unteritalien) ist eine große römische Totenstätte aufgedeckt worden, die nach der Ansicht italienischer Archäologen aus dem 1. Jahrhundert des Kaiserreichs stammt. Aus den Überresten ist zu schließen, daß hier beide Formen der Leichenbestattung, das Begräbnis und die Verbrennung, üblich waren. Die Asche der verbrannten Leichen wurde in Tonurnen und in sehr kostbaren Glasvasen beigesetzt. ◊ Vor kurzem ist die Ausgrabung des riesigen Römerkastells in Harlach bei Weißenburg, des einzigen dieser Art in Europa, beendet worden. Da eine Konservierung der Gesamtanlage zu große Kosten verursachen würde, so sollen nur die wertvollsten Bauteile, wie das Eingangstor, die Apsis und der Hof des Kastells, für die Zukunft offengehalten bleiben. Dagegen wird ein genaues Modell der Gesamtanlage hergestellt werden. ◊ Über das Osebergsschiff (jetzt in Kristiania), das bedeutendste Kulturdenkmal der Wikingerzeit, erscheint ein 5bändiges Werk, aus dessen Inhalt Schetelig einen Auszug gab. Darnach übertrifft das Osebergsschiff auch das 1880 ausgegrabene Gokstadschiff. Wahrscheinlich ist es um 800 nach Christus erbaut und erst 50 Jahr später bei einem fürstlich ausgestatteten Frauenbegräbnis verwendet worden. Der norwegische Historiker Brøger glaubt, daß in dem Schiff Königin Aasa, die Mutter Halvdans des Schwarzen, beigesetzt wurde. Seinem Typ nach gehört das Schiff zu den Küstenfahrzeugen; es war also nicht für die hohe See bestimmt. Da das Gokstadschiff einem Mann gehört hat, so besitzen wir jetzt vortreffliche Muster für das Reiseschiff eines Wikingerkönigs und einer Wikingerfürstin. ◊ Die Berliner Akademie der Wissenschaften gibt eine vollständige Sammlung der chinesischen Geschichtsquellen bis zum 12. nachchristlichen Jahrhundert heraus. J. J. Maria de Groot hat die Übersetzung und Bearbeitung ausgeführt. Es werden darin auch die turkestanischen und dsungarischen Quellen berücksichtigt. ◊ Die Historische Kommission in München hat beschlossen ein großangelegtes Quellenwerk zur Geschichte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Weltkriegs herauszugeben. Es sollen darin nicht nur die politische Geschichte sondern auch der Entwicklungsgang der nationalen Idee, der Staatsauffassung und andere geistesgeschichtliche Fragen berücksichtigt wer-

den. Erich Marcks hat die Geschäftsführung der Kommission übernommen. ◊ Der Herzog von Veragua, der mütterlicherseits von Christoph Kolumbus abstammt, hat seine große Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des großen Entdeckers dem spanischen Staat zum Kauf angeboten. Das wertvollste Stück dieses einzigartigen Archivs soll, Madrider Meldungen zufolge, das Original des Vertrags sein, den Kolumbus am 17. April 1492 mit Ferdinand und Isabella abschloß. ◊ Der literarische Nachlaß E. Bornanns, der, wie hier berichtet wurde, im März in Wien starb, ist der Deutschen Universität Prag überwiesen worden: er enthält 1300 Bände, dazu noch Separatabdrücke seiner wertvollen Korrespondenz mit Mommsen, Hirschfeld und einer Reihe anderer Gelehrten.

Literatur Ein Meisterwerk im kleinen ist das Bändchen Oskar Wettsteins Die Schweiz in der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt /Leipzig, Teubner/. Der geschichtliche Teil ist zwar etwas knapp gefaßt; aber er genügt, um ein allgemeines Bild von dem Stoff zu geben. Auch in dem Abschnitt über die geistige Kultur der Schweiz wünschte man manches ausführlicher, besonders da Wettstein diese Verhältnisse ausgezeichnet beherrscht und, nebenbei bemerkt, einen kräftigen, lebendigen Stil schreibt. ◊ Ebenso zu rühmen ist in dieser Sammlung die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von E. Daenell. Der Verfasser konnte sich allerdings auf ein bestimmtes Gebiet beschränken. Doch hat auch er einleitend die geographische Ansicht des Landes herbeigezogen, was manche Fragen wesentlich klärt. Er führt die geschichtliche Entwicklung der Vereinigten Staaten vom Zeitalter der Entdeckungen an bis in die Gegenwart empor, wobei das Schwergewicht auf die neue Zeit entfallen ist. Gern würde man Genaueres über die Geschichte der amerikanischen Urbewohner entgegennehmen. Sonst ist der Stoff sorgfältig abgewogen. Gerade zum Verständnis der jüngsten Ereignisse kann das inhaltreiche Buch sehr gut beitragen.

Hygiene / Adolf Kraff

Jugend und Krieg Die Frage, welchen Einfluß der Kriegszustand auf Gesundheit und Entwicklung der Jugend ausübt, ist von größter Bedeutung. Abgesehen von allem an-

den, beruht die zukünftige wirtschaftliche Kraft des Volkes auf den Energien, die in dem heranwachsenden Geschlecht aufgespeichert werden, und jede Schädigung der Jugend stellt deshalb eine nicht hoch genug zu veranschlagende Einbuße an wirtschaftlicher Kraft dar.

Der Deutsche Verein für Schulgesundheitspflege beschäftigte sich daher auf seiner 15. Jahresversammlung am 16. und 17. Februar 1917 in Berlin besonders mit dieser Frage. Die Stadtschulärzte Thiele (Chemnitz) und Bachauer (Augsburg) behandelten in ihren Referaten den Gegenstand. Thiele erinnerte in erster Linie an die Veränderung der Lebensverhältnisse. Es sei nicht zu bestreiten, daß die erhöhte Inanspruchnahme der Frauen im Erwerbsleben, und zwar auf allen Erwerbsgebieten bis zur Schwerindustrie, und die vermehrte Kinderarbeit ungünstige Entwicklungsfaktoren sind. Dazu kämen die allgemeinen Einschränkungen in der Kleidung, der Reinlichkeitspflege und ganz besonders der Ernährung. Die Ernährung der Kinder habe sich im Lauf des Krieges sichtlich verschlechtert. Seit Beginn des Jahres 1916 trat eine Beschränkung nicht nur in der Wahl sondern auch in der Menge der Nahrungsmittel ein. Berichte über den Ernährungszustand der Kinder aus den Jahren 1914 und 1915, wie die Arbeiten von Lommel (Jena), Heppner (Mannheim), Engelhorn (Göppingen), Bachauer (Augsburg) und Thiele (Chemnitz) drücken sich noch verhältnismäßig günstig aus. Zu prüfen seien aber die Folgen der wesentlich ungünstigeren Zustände des Jahres 1916. Es liegen Untersuchungen darüber vor. So berichtet Grätzer (Mannheim) über Gewichts- und Längenbestimmungen bei Mannheimer Schulkindern in den Sommern 1911 bis 1916. Sie fand um 1 Zentimeter in der Länge und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{10}$ Kilogramm im Gewicht schwankende Werte, also keine erheblichen Veränderungen. Schlesinger (Straßburg), der jedes Vierteljahr die selben Kinder wiegen ließ, beobachtete zum erstenmal im Sommer 1916 ein Zurückbleiben in der Gewichtszunahme. Auch Thiele berichtet, daß die Kinder magerer und hagerer geworden seien und Gewichtsabnahmen (von Ostern bis Weihnachten um $\frac{1}{2}$ Kilogramm und mehr) stattgefunden hätten. Die Tabellen, die er aufstellte, sind sehr instruktiv. Sie seien deshalb hier wiedergegeben:

Gesundheitszustand der Schulanfänger Knaben und Mädchen	1912 %	1913 %	1916 Mai bis Juli %
Genügender Ernährungs- zustand	96,46	96,11	95,12
Ungenügender Ernährungs- zustand	3,54	3,89	4,88
Blutarmut	23,34	22,48	22,90
Tuberkulose und Tuberkulose- verdacht	0,76	1,07	2,10
Herz (Störung und Fehler)	1,47	1,15	1,70
Nervensystem (Lähmungen und dergleichen)	1,54	1,34	0,81

Gesundheitszustand der Konfirmanden (14 bis 16 Jahre)	1912 %	1913 %	1915 %	1916 August bis Sep- tember %
Genügender Ernährungs- zustand	96,45	95,98	97,26	95,36
Ungenügender Ernäh- rungszustand	3,55	4,02	2,74	4,64
Blutarmut	20,16	21,75	19,24	30,99
Tuberkulose und Tuber- kuloseverdacht	1,73	1,90	1,51	4,16

Schulanfänger (die selben wie oben)	Anzahl der Unter- suchten	Gesundheitszustand 1916			
		Ungenügende Ernährung		Blutarmut	
..		Ostern %	Weih- nach- ten %	Ostern %	Weih- nach- ten %
Knaben					
Einfache Schule	283 bis 304	5,65	7,89	20,14	43,42
Mittlere „	248 „ 250	3,62	7,20	19,35	35,60
Höhere „	125 „ 143	4,00	4,89	22,40	33,57
Mädchen					
Einfache Schule	506 bis 530	4,35	3,58	26,09	27,55
Mittlere „	117 „ 118	1,69	2,55	22,88	37,01
Höhere „	85 „ 87	1,18	1,14	29,91	40,91

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt deutlich, daß der Ernährungszustand sich allgemein, und zwar ziemlich erheblich, verschlechtert hat, und, was vielleicht noch viel mehr ins Gewicht fällt, daß die Blutbeschaffenheit starke Veränderungen erlitt; denn die Zahl der blutarmen Kinder ist gestiegen.

Die Resultate der Untersuchungen werden nun dahin ausgelegt, daß der gesunde Körper sich widerstandsfähig zeige und durch die Veränderungen der Lebenshaltung nicht geschädigt werde, kränkliche Kinder dagegen rasch den ungünstigen Verhältnissen erliegen; es sind das Kinder, die auffallend blaß, also blutarm, schwächlich, mit engem Brustkorb, mit Skrophulose, chronischem Schnupfen, behinderter Nasenatmung, vergrößerten Rachenmandeln behaftet in die Schule eingetreten sind, und namentlich die tuberkulösen und tuber-

kuloseverdächtigen Kinder. Die optimistische Auffassung mag für einzelne Fälle zutreffen, läßt sich aber sicherlich nicht als allgemein gültige Regel aufstellen. Nach meiner Überzeugung wird auch der gesunde Organismus durch die Lebenshaltung im Krieg schließlich geschädigt. Gewiß ist die Konstitution ein wichtiger Gesundheitsfaktor, aber selbst die beste Konstitution kann untergraben werden; und deshalb geht die Behauptung entschieden zu weit, daß insbesondere auch die Jugend allem noch kommenden Unheil gesundheitlich zu trotzen vermöge. Für die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern fällt ins Gewicht, daß namentlich die ersten Infektionskrankheiten: Diphtherie und Scharlach, zum Beispiel in Berlin, sich vermehrt haben; und das dürfte auch für andere Orte gelten. Diese Tatsache läßt sich unmöglich als eine normale, mit dem Krieg nicht in Zusammenhang stehende Erscheinung deuten. Schon das Ansteigen der Todesfälle bei Kindern im Alter von 5 bis 15 Jahren muß vor allem günstiger Auffassung der Verhältnisse warnen.

Bachauer unterzog den Einfluß der Kriegszeit auf die Säuglinge, die Kleinkinder und die schulentlassene Jugend einer besondern Untersuchung. So stellte er die Gewichte von 1070 Säuglingen aus den Mütterberatungsstellen in Augsburg zusammen. Diese Säuglinge stammen teils aus Friedens- teils aus Kriegsjahren. Er fand bei den 2 und 3 Monate alten Kindern, und zwar bei den gestillten wie den ungestillten, eine Abnahme, bei den 6 Monate alten eine Zunahme in den Kriegsjahren; die Differenzen betragen etwa 100 Gramm. Bachauer prüfte auch das Durchschnittsgewicht von je 177 Neugeborenen in den Jahren 1913 und 1916 und fand für 1913 3315 Gramm, für 1916 3290 Gramm. Es hat also ein Rückgang stattgefunden. Doch bewegen sich noch beide Zahlen in normalen Grenzen, da im allgemeinen das Gewicht eines reifen Knaben 3275, das eines reifen Mädchens 3100 Gramm beträgt. Dennoch darf die Abnahme der Gewichte nicht außer acht gelassen werden. Die stärkere Inanspruchnahme der Frau im Erwerbsleben wirkt sicherlich nicht günstig auf die intrauterine Entwicklung der Frucht. Für die Kleinkinder Augsburgs fand Bachauer bei einem Vergleich des Längengewichtsindex noch keine Herabsetzung des Ernährungszustands. Unter der schulentlassenen Jugend ergab sich ihm bei den

16jährigen ein Abmagerungszustand, der sehr beachtet werden müsse. Schlesinger wies nach, daß der Vergleich der Körpergewichte zwischen den Jahren 1913 und 1916 ein deutliches Zurückbleiben im Krieg zeigt, und daß sich die Differenz mit zunehmendem Alter stetig vergrößerte; bei den Schulentlassenen von 14 bis 17 Jahren betrug sie $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Kilogramm.

Bei genauer Prüfung läßt sich jedenfalls eine ungünstige Beeinflussung der Gesundheit des jugendlichen Organismus nicht leugnen. Kann man vielleicht auch noch nicht überall von ersten Übelständen sprechen, so liegt doch Grund genug vor schlimmeren Entwicklungen mit allen Mitteln vorzubeugen. Dazu brauchen wir vermehrten Mutterschutz, Ausdehnung der Fürsorge, namentlich der Ernährungsfürsorge und ständige ärztliche Überwachung der Jugend, die es ermöglicht im geeigneten Augenblick die notwendigen Maßnahmen zu treffen.

Geschlechtskrankheiten Zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten haben die deutschen Versicherungsanstalten folgende Leitsätze herausgegeben:

- »1. Zur Verminderung der Gefahr einer Zunahme der Geschlechtskrankheiten im deutschen Volke ist eine Überwachung geschlechtskranker Kriegsteilnehmer auch nach ihrer Entlassung geboten. Um diese Überwachung erfolgreich zu gestalten, ist ein planmäßiges Zusammenarbeiten der Träger der Invaliden- und Krankenversicherung mit der Ärzteschaft unerlässlich. Zum Zweck dieser Überwachung werden besondere Beratungsstellen von den Versicherungsanstalten nach Benehmen mit der zuständigen ärztlichen Ständevertretung eingerichtet. Es kann zweckmäßig sein für Versicherungsanstalten und Sonderanstalten oder für Teile ihrer Bezirke gemeinsame Beratungsstellen einzurichten.
2. Die Kosten der Einrichtung und Unterhaltung der Beratungsstellen und die Reisekosten der Versicherten tragen die Versicherungsanstalten. Der Dienstbetrieb der Beratungsstellen wird im allgemeinen nach dem Vorbilde der Fürsorgestelle der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte in Hamburg einzurichten sein. Verzicht der Versicherte in den Bezirk einer andern Anstalt, so werden die über ihn geführten Aufzeichnungen dorthin abgehen.
3. Die Ärzte der Beratungsstellen sollen sich der Behandlung enthalten. Sie

haben nur die Notwendigkeit einer solchen festzustellen und den Kranken auf ärztliche Hilfe zu verweisen.

4. Stellt der Arzt der Beratungsstelle eine Behandlungsbedürftigkeit fest, so ist der gegen Krankheit Versicherte grundsätzlich der Krankenkasse zu überweisen, es sei denn, daß er triftige Gründe gegen eine Behandlung auf Kosten der Krankenkasse geltend macht. In diesem Falle wird die Versicherungsanstalt die Behandlung auf ihre Kosten übernehmen.

5. Die Versicherungsanstalt übernimmt ferner die Behandlung, wenn der Kranke nicht gegen Krankheit versichert ist.

6. Die Versicherungsanstalt kann auch die Fürsorge für nicht oder nicht mehr gegen Invalidität Versicherte übernehmen, wenn der Kranke dem Kreise der versicherungspflichtigen Bevölkerung nahesteht und zu besorgen ist, daß ohne das Eingreifen der Versicherungsanstalt eine sachgemäße Behandlung unterbleibt.«

Kurze Chronik Am 3. Juli starb in Berlin der bedeutende Nervenarzt Albert Eulenburg im Alter von fast 77 Jahren. Er war der Sohn des Geheimen Sanitätsrats Michael Eulenburg, bezog bereits mit 16½ Jahren die Universität Berlin, wo er 1861 mit einer preisgekrönten Arbeit promovierte. 1874 bis 1882 wirkte er als ordentlicher Professor der Arzneimittellehre in Greifswald. Dann kehrte er nach Berlin zurück, wo er eine Nervenpoliklinik errichtete, die er zunächst zusammen mit Emanuel Mendel leitete. Seine wissenschaftliche Arbeit ist sehr umfangreich. Besonders bemerkenswert ist, daß er frühzeitig die Beziehungen zwischen Sexualstörungen und Nervenkrankheiten erkannte, er widmete ihnen zahlreiche und tiefeschürfende Untersuchungen. ◊ Ende Juli starb der langjährige frühere Chefarzt der Innern Abteilung des Berliner jüdischen Krankenhauses Julius Lazarus in seinem 71. Lebensjahr. Er hat sich um die Krankenpflege große Verdienste erworben und auch ein Handbuch der Krankenpflege geschrieben. ◊ In Bern starb am 27. Juli nach kurzer Krankheit der berühmte Chirurg Theodor Kocher. Er wurde am 25. August 1841 geboren, vollendete seine Studien in Wien, Prag und Paris, wurde Assistent bei Lüke, habilitierte sich 1866 und übernahm als Nachfolger Lükes 1872, 31 Jahre alt, den Lehrstuhl der Chirurgie in Bern, wo er 45 Jahre lang als Vorsteher der

Universitätsklinik wirkte und eine sehr erfolgreiche Forscherarbeit bewältigte. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Prüfung der Physiologie und Pathologie der Schilddrüse und damit um die Untersuchungen über die Bedeutung der innern Sekretion überhaupt. Mit seinen genialen Kropfoperationen erwarb er sich einen Weltruf. ◊ In Berlin starb am 30. August, 74 Jahre alt, der Obergeneralarzt Carl Großheim, stellvertretender Direktor der Kaiser Wilhelm Akademie, sehr verdient auf dem Gebiet der Organisation des Militärsanitätswesens, Verfasser einer gehaltvollen Arbeit über die Schußverletzungen des Fußgelenks. ◊ In Paris starb 73jährig der Professor der Physiologie an der Sorbonne Albert Dastre an den Folgen eines Automobilunfalls. Er war Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und hat besonders auf dem Gebiet der Herz-tätigkeit gearbeitet. Sehr bekannt ist sein Buch *La vie et la mort*. ◊ Die Berliner Medizinische Fakultät stellte folgende Preisaufgaben: 1. »Die Einwirkung der Inhalationsnarkotika auf das Gehörorgan.« 2. »Die von Noguchi angegebene Methode der Reinkultur der *Spirochaeta pallida* ist nachzuprüfen und die Pathogenität experimentell zu untersuchen.« Die Straßburger Fakultät stellte folgende Aufgabe: »Es soll untersucht werden, ob der perpetuellen Arrhythmie konstant Veränderungen an den spezifischen Muskelsystemen des Herzens zugrunde liegen.« ◊ Hälsen (Oggersheim in der Pfalz) prüfte die Wirkungen des Krieges auf die Sterblichkeitsverhältnisse in der 9000 Seelen zählenden, einer großen Industriestadt benachbarten Gemeinde und kam zu folgenden Resultaten: Eine Änderung der Säuglingssterblichkeit ist nicht nachzuweisen, ebensowenig eine Erhöhung der Sterblichkeit an Tuberkulose; die Gesamtsterblichkeit ist etwas gestiegen. ◊ Zum Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten Robert Koch wurde Fred Neufeld berufen. Der neue Direktor trat 1894 in das Institut als Assistent ein. Nach 10jähriger Tätigkeit, in der er unter anderm auch an der Expedition Kochs nach Britisch Südafrika /1900 bis 1904/ teilnahm, siedelte er in das Kaiserliche Gesundheitsamt über, wo er bis zum Jahr 1912 wirkte, um dann als Abteilungsvorsteher an seine frühere Arbeitsstätte zurückzukehren. Seit dem Tod Löfflers hat er

das Institut als stellvertretender Direktor geleitet. Neufelds Studien erstreckten sich vornehmlich auf die Immunitätsvorgänge und führten zu wertvollen Beiträgen auf dem Gebiet der experimentellen Untersuchung der Tuberkelbazillen, der Strepto- und Pneumokokken. ◊ Das Institut Pasteur in Paris wählte als Nachfolger Elias Metschnikows den Leiter des Liller Pasteurinstituts Albert Calmette (einen Bruder des von Frau Caillaux erschossenen Figaroredakteurs). Calmette hat während des ganzen Krieges die Stadt Lille, die jetzt von den Deutschen okkupiert ist, nicht verlassen.

Literatur In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt/ Leipzig, Teubner/ gab J. Saudek ein Bändchen Kosmetik heraus. Er will darin weitere Kreise über Wesen und Inhalt der medizinischen Kosmetik aufklären, die Möglichkeit einer streng wissenschaftlichen Behandlung von Schönheitsmängeln und den Gegensatz zwischen fachlichem Können und Kurpfuschertum beleuchten. Das Schriftchen verdient Verbreitung.

KUNST.

Dichtkunst / August Döppner

Kokoschka Von Oskar Kokoschka ist in Dresden einiges aufgeführt worden. Die Urteile darüber zu hören war nicht immer sehr erfreulich. Aber auch der Teil der Tageskritik, der zweifellos mit redlichem Willen hingefahren war, wußte mit Kokoschkas Kunst nichts anzufangen. Ein Einwand, der die Inkongruenz zwischen den Bestrebungen dieser Jungen und dem gewohnten Maß aufdeckt, ist dieser: Dichtung solcher Art erwärme nicht, sie gebe keine Persönlichkeiten, kein Leben. Aus diesem Gesichtswinkel fällt ein Licht auf das Problematische der ganzen neuesten Kunst, das besondere Beziehungen sehen läßt. Unbestreitbar nämlich hat ein großer Teil der Jungen kein Interesse mehr an jener differenzierenden Feinkunst, die sich der psychologischen und realistischen Methode bediente, um eine deutliche Formung des Geschauten zu erreichen. Er wendet sich vielmehr wieder zum Seelisch-Typischen zurück; er gibt sich fanatisch jenem zentripetalen Erkenntnisdrang hin, der, müde der Kenntnisse, die Erkenntnis sucht. Geister solcher Art haben keine Lust mehr an Mutter Erde. Ihre Tage sind ein grausames

Suchen nach dem kürzesten, aber steilsten Aufstieg. So auch Kokoschka. Seine Personen sind Der Mann. Die Frau. Und wenn er in einem monumental gedachten Geschehen die Frau durch den Mann erlösen läßt, so meint er die Erlösung des sinnlichen Prinzips durch den Geist. Ist deshalb das, was diese Jungen geben wollen, abstrakt? Das Altgewohnte läßt uns gar zu schnell sagen: Was hat solche abstrakte Phantastik mit mir zu schaffen? Was gehen mich diese Halbgötter, die keine Menschen sind, an? Dabei bleibt aber außer acht, daß das Leben dieser Jungen vielleicht in Realität ein anderes werde; daß die Probleme, von denen sie Kunde geben, ihnen keine aus kaltheißer Phantastik ergrübelte Abstrakta sind sondern höchst wirkliche, nahe Erlebnisse. Seinsformen, denen sie sich nur unter Aufgabe ihres besten Kerns entziehen könnten. Die 3 Kokoschkaschen Theaterstücke (Dramen und Bilder, /Leipzig, Kurt Wolff/) behandeln alle in der oben erwähnten Art das Mann-Weib-Problem. Das Ziel Kokoschkas ist vielleicht mit Frage und Antwort des Chors gegeben:

»Warum bist du nicht gut?
Warum bist du nicht gut?—

Weil sie es sollten.
Im Schein verharren sie wollten

Zu Beginn des Kokoschkaschen Buches gibt es eine Einleitung von Paul Stefan, in der es heißt: »Er sieht nicht den einzelnen, den er malt, sondern er sieht einen Menschen in dieses Menschen Bild, sieht seine Abstammung, Familienähnlichkeiten bis ins 2. und 3. Geschlecht, sieht unbewußte Wünsche, Ziele, Hemmungen. . . Darum malt Kokoschka etwas anderes, als andere sehen, weil er sich und eine ungekannte Wesenheit, aber wohl auch Wesentlichkeit zum Ausdruck bringt.« Solches Hellsehertum liegt nicht nur in dem Maler Kokoschka sondern naturgemäß auch in dem Dichter. Diese seine Welt der personifizierten Wünsche und Sehnsüchte ist vielleicht wirklicher als wir aufzunehmen vermögen.

Nur eins sei bemerkt und betont: Kokoschka ist noch lange kein Fertiger. Was er als Dichter gibt, ist nicht mehr als eine Andeutung neuen Könnens.

Mann: Madame Revolutionärer Einbruch
Legros der Geistigkeit in unser
Dasein ist das Thema
Heinrich Manns in dem Stück von der
Madame Legros /Leipzig, Kurt Wolff/.

Da wird uns gezeigt, wie das Absolute plötzlich mit unbegreifbar zupackender Hand vor erstauntem und bestürztem Flächenverstand und Oberflächengebären den Querschnitt tut, der undenkbare Potenzen der Fläche erschafft oder vielmehr aufdeckt; was besagten Verstand wie ein Erbrechen der Erde anmutet. Den Eingriff des Fanatismus, das heißt der rücksichtslosen Idee, in die sozialen Relationen, aus Glaubensstärke und rauschender Jesuswärme, aus weiblicher Menschlichkeit geboren. Der Frau des Strumpfwirkers fällt ein Zettel in den Weg, der ihr mitteilt, daß seit 40 Jahren in der Bastille ein Unschuldiger gefangen gehalten wird. Dieser Zettel verdichtet sich ihr zu dem Alp, der eine Erkenntnis ist, daß die Unschuld hinter den Mauern der Bastille leidet und befreit werden muß. Sie wiegelt das Volk auf, sie fleht vor Marie Antoinette (in dieser Szene prallen die beiden Welten aufeinander); es wäre vergeblich, wenn nicht rechtzeitig der Königin bemerkt würde, daß Sentimentalität jetzt beliebt sei. So wird der Gefangene, übrigens ein alter Sünder, freigelassen; Frau Legros erhält den Tugendpreis der Akademie, der Spott des Pöbels wird nun nach dem Erfolg zu Jubel, der Jubel löst die gärende Revolution aus, und die Befreierin der Unschuld bricht zusammen, um als Frau des Strumpfwirkers wieder aufzustehen. Ihre Kraft entschwindet in dem Unbewußten, dem sie entstiegen war. Eine Tat lang war Madame Legros Indras Tochter und erschaute die Mauern der Bastille auf unserer europäischen Erde, über deren öde Kraterwelt dieses rebellische Stück einen Schein jenseitiger Lichtwellen wirft.

Drama Schon vor einiger Zeit erschienen von Arnold Zweig die jüdische Tragödie Ritualmord in Ungarn /Berlin, Hyperionverlag/. Sie scheint mir das Stärkste zu sein, was Zweig bis heute geschaffen hat. Der Titel nennt das Thema. Der epische Mittelpunkt ist der Versuch eines ungarischen Gutsbesitzers seinen Mord an einem jungen Mädchen den Juden zuzuschreiben, der psychologische die den Vater wissentlich falsch beschuldigende Aussage eines 13-jährigen Knaben. Die sehr starke Tragödie bringt, verstärkt durch einen Hiob oder Faust ähnlichen Prolog, der zwischen Satan und der Stimme des Elohim spielt, das jüdische Leid und die jüdische Seele in ihrer Gottesverbundenheit vor uns.

In wenigen Jahren hat Georg Kaiser eine größere Zahl von Theaterstücken geschrieben. Die 3 neuesten sind Die Versuchung, Die Sorina, Die Koralle; sie erschienen sämtlich bei S. Fischer in Berlin. Sicherlich ist das Können dieses Autors ungewöhnlich. Aber sein Wollen geht nicht nach den Dingen, es geht nur nach dem Können selbst. Und so wird das Machen bei ihm zur Hauptsache. Daraus folgt auch seine Sucht zur Verschiedenheit. Jedes der Stücke wäre, würde man es für sich nur kennen, von Interesse; man würde ein Ziel vermuten, nach der Grundlage suchen. Alle zusammen heben das Interesse wieder auf. Man sieht: Das Ziel erschöpft sich in dem Dasein der Stücke selbst. Alle diese Dramen halten ein bestimmtes Niveau, der Verfasser wird wohl auch in Zukunft nicht unter einen guten Durchschnitt sinken. Aber diese Vielfältigkeit läßt uns zweifeln, ob ein ursprüngliches Wollen überhaupt vorlag; im weiteren Verfolg wird sie zu einer Art stilisierter Banalität. Nun ja, der Autor versteht zweifellos seine Sache; er nimmt nichts vor, was er nicht auch ausführt. Aber es wäre gar nicht viel verloren, wenn er sich alles das überhaupt nicht vornehmen würde. Wir würden mehr ergriffen werden, wenn der Verfasser einmal an einem zu großen Vorsatz scheiterte. So sollen wir verblüfft werden, und werden schließlich doch nur ein wenig ungeduldig. Das letzte Stück, Die Koralle, zeigt vielleicht doch etwas mehr. Da ist der Autor selber etwas unsicher geworden, da hat ihn die Sache wohl ergriffen. Das zeigt immerhin, daß der Fall dieses Dichters für die Zukunft nicht ganz hoffnungslos liegt.

Ein neuer Dichter kann in dem Schweizer Hans Ganz begrüßt werden. Von ihm erschien bereits 1910 eine Tragödie Tereus; später der Roman Peter das Kind und eine Novelle. Jetzt bringt der Züricher Verlag Rascher eine Tragödie Der Morgen. Sie spielt im Milieu des Trojanischen Krieges, sie meint aber unsern heutigen Weltkrieg. Helena spricht: »Der Krieg ist aus? Der Krieg blüht fort und fort in Millionen Hirnen, verstrickt in Vaterland.« Tendenz zwar, aber von innen heraus. Das schwirrig Helenamotiv ist frei gestaltet.

Lyrik Abseits von den Bestrebungen der Neuesten gehen einige starke Lyriker einen unauffälligen, keineswegs inhalt-

losen Weg. Freilich hat sich auch ihr Thema bedeutend verschoben, im Sinn jener neuen Form der Geistigkeit, von der in der letzten Rundschau (1917 II, Seite 805 f.) bereits die Rede war. Wohl ist ein Oskar Loerke nicht von jenem gleichermaßen romantischen und realen Seelenfanatismus ergriffen, der das erstrebte Wesen der Jüngsten ist; doch befähigt ihn sein näheres Ziel zu einer Reife, die den anderen noch versagt ist. Er ist ein Lyriker, der die süße, tiefe Melodie des Schauens kennt und sie in unglaublich schönen Rhythmen offenbart (Gedichte /Berlin, S. Fischer/). Innigkeit und Vertrautheit mit den Dingen eignen ihm und oft auch ein Wissen von dem, was hinter den Dingen. Was er besitzt, ist die Beruhigung des seiner selbst bewußten Geistes, dem wesenhaftere Welten schimmern; was ihm fehlt, ist die Verve sowohl der Verneinung wie der Bejahung. Doch spürt man nicht, was ihm fehlt, sondern man gibt sich der reinen Kraft der Anschauung hin, die er besitzt.

Von Walther Heymann gibt es aus dem Nachlaß eine Sammlung: Die Tanne, ein deutsches Volksbuch /München, Georg Müller/. Auch er ist einer von denen, die keine neue Form brauchen. Seine Gedichte könnten vor 100 Jahren entstanden sein und können auch nach 100 Jahren entstehen. Seine Lyrik hat eigenen Wuchs und ist menschlich ergreifend. Dieser Suchende, der dem Krieg zum Opfer fiel, lange, lange, ehe er auch nur das erste fand, fordert unsere größte Anteilnahme heraus. Er war eine jener Naturen, die für die Zukunft von großem Wert sein werden. Sein Gesamtwerk, das allzu früh abgeschlossen wurde, wird hier noch betrachtet werden.

Von Walter Hasenclever erschien ein Gedichtband Tod und Auferstehung /Leipzig, Kurt Wolff/. Es ist von Bedeutung, daß dieser vielleicht kräftigste unter den jungen Dichtern mit seinen besten Stücken schon nicht mehr in die Bahnen der Stürmer und Dränger paßt. Seine ganz persönliche, freiheitliche Stellung zu den Ergebnissen dieser Zeit dringt in das Wesen ein und drückt es oft in deutlicher Form aus. Es ist zu hoffen, daß er der Gesinnung, die in seinem Drama Der Sohn und in diesen Gedichten erscheint, treu bleibt und dennoch den Weg zur tendenz- und phrasenlosen Erkenntnis des Geistes zu Ende geht.

Von Bories von Münchhausen erschien ein neuer Balladen- und Lie-

derband, Die Standarte betitelt /Berlin, Fleischel/. Seine starke, tapfere, ebenso oft zarte und feine Art spricht uns wieder an. Seine ritterliche Erdenreligion nimmt die Welt, wie sie ist, und Gott, wo sie nicht mehr zureicht. Seine Balladen, ohne die Wirkungschascherei der Pointe, sind mir lieb wegen ihrer prachtvoll männlichen Gesinnung. Seine Lieder sind innig und einfach. In einer Talmudballade läßt er Ben Akiba, dem der Eingang in das Paradies vergönnt ist, freiwillig daraus scheiden und sagen: »Aber heute muß mich Gott entschulden: Weil ich Mensch bin, muß ich Menschen helfen Kummer dulden!«

Kurze Chronik Bei den Kämpfen auf der Insel Ösel ist der 30jährige Dichter Walter Flex gefallen. Er ist durch eine Reihe Novellen und Gedichte bekannt geworden; namentlich durch sein Kriegserlebnis Der Wanderer zwischen beiden Welten. ◊ Der Genfer Schriftsteller Adolphe Chenevière, der durch Romane und durch seine Übersetzung Ibsens ins Französische bekannt ist, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. ◊ Der tschechische Romanschriftsteller und Theaterkritiker Jan Lier ist am 2. Juni in Prag gestorben. ◊ In Niksic (Montenegro) starb der Volksdichter und Historiker Maksim Sobajic, fast 90 Jahre alt. ◊ Ein Eichendorffbund ist in München gegründet worden. Der Bund gibt ein Jahrbuch (Eichendorffkalender) und eine Zeitschrift für alle Zweige der Kultur (Der Wächter) heraus. ◊ Zur Gründung eines Scheffelmuseums in Karlsruhe wird die Familie von Scheffel der Stadtverwaltung den literarischen Nachlaß des Dichters überweisen. ◊ Der Romanschriftsteller Charles Géniaux und der Lyriker Francis Jammes erhielten den großen Literaturpreis der Académie Française für 1917. Walter Hasenclever hat den diesjährigen Preis der Kleiststiftung erhalten.

Literatur Von Georg Simmels Buch über Goethe ist eine 2. Auflage erschienen /Leipzig, Klinkhardt & Biermann/. Dieses Buch geht, wie der Verfasser feststellt, nicht auf Deutung und Würdigung der Goetheschen Dichtung. Die Grundfrage lautet vielmehr: »Was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt?« Diese Neuauflage erschien im dritten Kriegsjahr, im selben Jahr, in dem auch Friedrich Gundolfs Goethe heraus-

kam /Berlin, Bondi/, ein Werk von nicht ernst genug zu nehmender geistiger Bedeutung. Beide Bücher müssen einer gesonderten Behandlung unterzogen werden. ◊ Eine Studie über die Gral-Parzival-Sage und Richard Wagners Parsifal hat Otto Mensendieck geschrieben /Leipzig, Breitkopf & Härtel/. Sie hat mannigfaches Interesse, und man wird sie sicher mit Nutzen lesen, wengleich der Autor nicht immer in die Tiefe des Sagenkreises dringt und manche Zusammenhänge etwas obenhin nimmt.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Baunangaben Häufig genug hat die Frage zur Diskussion gestanden, ob das architektonische Schaffen überhaupt den *freien* Künsten zugezählt werden dürfe. Darüber besteht wohl Einigkeit, daß es seinem Wesen nach nicht die unbeschränkte Freiheit hat, die die Lyrik immer, die Malerei und Plastik etwa vom 18. Jahrhundert an hatten. Der Dichter realisiert seine Vision restlos durch die Niederschrift; ob die Dichtung nunmehr gedruckt wird oder was sonst mit ihr geschieht, ist sekundärer Art. Der Maler und der Bildhauer, denen man die Wand und den Raum genommen hat, was, künstlerisch genommen, gewiß als Unsegen anzusehen ist, befinden sich in einer ähnlichen Situation. Das Beispiel ist van Gogh, von dem zu Lebzeiten niemand etwas wissen wollte, der selbst zu dem für die Impressionisten üblichen Preis von 50 bis 100 Francs niemals auch nur ein einziges Bild verkaufen konnte und der trotz allem ein gewaltiges Werk zu schaffen vermochte, an dem eine ganze Generation zu zehren hatte. Der Krieg hat vielleicht den wertvollsten Teil der nach neuen Zielen strebenden Maler und Bildhauer ähnlich von aller Welt, allem materiellen und ideellen Zuspruch abgeschnürt. In den ersten beiden Kriegsjahren, als die Besitzenden ihre Mittel ängstlich zurückhielten und die breite Masse larmoyant nach einer sogenannten Kriegskunst verlangte, wollte die Öffentlichkeit von diesem Schaffen nichts wissen. Viele dieser Künstler haben sich davon nicht aus dem Lot bringen lassen, haben weiter gearbeitet, und jetzt, wo man wieder mehr geneigt ist den künstlerischen Wert einer Leistung anzuerkennen, sind diese Schöpfungen da. Es ist nicht denkbar, daß die Architektur so, un-

beirrt von den Bedingungen der Zeit, sich entfalten könnte. Der Architekt kann nicht auf Vorrat imaginäre Häuser projektieren. Er muß das bestimmte Grundstück haben, von dessen Lage und Ausmaß jeder Plan abhängig ist. Und wie wären Räume zu schaffen, deren Bestimmungszweck nicht feststeht? Der Architekt braucht den Auftrag. Er braucht das Eisen, die Steine, die Hölzer, in die hinein er seine künstlerische Idee zu projizieren hat. Architektur, die nur auf dem Papier bestehen bleibt, ist nichts. Sie wird zügellos und ausschweifend wie die großsprecherischen Architekturskizzen beweisen, die um die Jahrhundertwende in Deutschland gemacht worden sind, als eine jugendfrische Architektengeneration sich zur Müßigkeit verdammt sah, weil alle Aufträge einem angejahrten Epigontum zufielen, das aus dem Vertrauen der Auftraggeber nicht herauszubringen war. Es ist ein ganz seltener Fall, daß Schinkel, der den größten Teil seines Werkes auf dem Papier belassen mußte, nicht zur Zügellosigkeit gelangt ist, ein Fall, der wohl auch nur dadurch erklärlich sein dürfte, daß Schinkel mit wenigen Ausnahmen für ganz bestimmte Zwecke und ganz bestimmte Situationen projektierte, und daß dann die Zeit nach den Kriegen von 1813 bis 1815 einfach nicht die materielle Kraft hatte das Vorhaben durchzuführen. Die Frage nach architektonischen Möglichkeiten, auch nach künstlerischen Möglichkeiten, ist daher ganz kraß gesprochen eine Frage nach dem Kapital. Werden für Bauzwecke nach dem Krieg große und kleine Summen zur Verfügung stehen, und in was für Architektenhände werden sie gelangen?

Es ist in dieser Rundschau (in diesem Band, Seite 1103 ff.) bereits der Meinung Ausdruck gegeben worden, daß wohl mit dem Bauluxus, dem wir vor 1914 gefröhnt haben, nicht mehr zu rechnen sei, daß man wohl doch nicht mehr so schnell bei der Hand sein wird. Riessensummen für Großbauten auszuwerfen, daß vor allem die Auftraggeber der großen und vielartigen Repräsentationsbauten: Reich, Staat und Kommunen, voraussichtlich zu allergrößter Sparsamkeit gezwungen sein werden. Als dringlich erweisen wird sich eine größere Bautätigkeit zur Herstellung kleiner und mittlerer Wohnungen, um der Wohnungsnot, an die nur mit Schrecken zu denken ist, einigermaßen zu steuern. Wahrscheinlich wird die Industrie bei der Umstellung von der

Kriegs- zur Friedenswirtschaft ebenfalls einen nicht unerheblichen Baubedarf zeigen. Es könnte auch sein, daß, abgesehen von einem wohl auch wieder in die Erscheinung tretenden Spekulantentum, ein Teil der Kriegsgewinne in Bauten konsumiert wird. Das dürfte allerdings von der Art des Kriegsausgangs abhängen und von der Frage, welchen Teil der Kriegsgewinne man schließlich und endlich der privaten Hand belassen wird.

Um die Herrichtung von kleineren und mittleren Wohnungen, in der Hauptsache von *Mietwohnungen* also, hat der Architekt, der künstlerisch etwas auf sich hielt, sich so gut wie gar nicht gekümmert. Er hatte den Ehrgeiz große Bauten: Kirchen, Rathäuser, Theater, Hotels oder Unterhaltungspaläste, zu bauen. Das Mietshaus, ganz besonders die Massenmietkaserne für die Großstadtbevölkerung, überließ er gern einer untern Baumeisterschicht: entgleisten Künstlern, Bauhandwerkern usw., die auf die eigentliche Gestaltung dieser Häuser nur geringen Einfluß hatten. Der Grundriß war zumeist mit der ersten Hypothek von der Bank gegeben. Aufgabe des Baumeisters bestand im wesentlichen darin einer gleichfalls gegebenen *Lochfassade*, will sagen einem Fassadenplan, in dem die Einschnitte für Fenster- und Türöffnungen bereits festgelegt waren, das gewünschte Maß von Form zu geben. Schließlich konnte er seinen Geschmack noch etwas im Treppenhaus betätigen, bei der Aufmachung von Treppengeländern, Wandverkleidungen, bei der Wahl von Treppenleuchtungskörpern und dergleichen Dingen. Es konnte kein Anreiz in solcher Betätigung liegen; aber es war auch ein Verschulden der Architektenschaft, daß sie kaum Versuche machte diese wichtige Bauaufgabe in die Hand zu bekommen. Als vor etwa 8 Jahren das Buch *Gebners über das deutsche Mietshaus* erschien (siehe diese Rundschau, 1910 I, Seite 468 f.), konnte aus dem ganzen großen Deutschland etwa ein Dutzend Mietshäuser gezeigt werden, an denen ein künstlerisch ernst zu nehmender Architekt beteiligt war. Inzwischen ist man ja etwas auch an dieses Problem herangegangen. Die wachsende Einsicht des großen Publikums in architektonische Fragen, die allgemeiner auftretende Forderung nach sachlichem Komfort auch in der Mietswohnung setzten sich etwas auch gegenüber dem Hausbauspekulanten durch. Ein besonderer Anreiz für den *großen* Architekten endlich

auch einmal diese Fragen zu durchdenken lag in den Bestrebungen nach einem künstlerischen Städtebau. Die Errichtung einer ganzen Kleinhausiedelung war für ihn ein lockendes Ziel, das nun einmal nicht mehr allein mit der Straßenführung und Fassadenaufmachung zu bewältigen war. Man mußte schon auf die Wohnbedürfnisse der kleinen Leute eingehen, die als Siedlungsobjekte gegeben waren, und es ergab sich von selbst aus diesen Wohnbedürfnissen heraus die ganze Anlage zu entwickeln. Solche Stadtiedelung ist für die Beschäftigung mit dem Wohnproblem des kleinen Mannes gewissermaßen der vornehmste Fall. Einige Rückwirkung auf das Großstadtmietshaus von da aus war vor Kriegsausbruch doch schon spürbar. Es gab sogar einige Unternehmer, die in dem damaligen Wettrennen um der Mieter mit der künstlerisch guten Lösung zu spekulieren begannen. Es war, um nur ein Beispiel zu nennen, doch schon der Fall, daß ein so bedeutender und feinfühligere Architekt wie Bruno Taut hergeholt wurde, um ein paar, allerdings *hochherrschaftliche* Mietshäuser in Berlin zu errichten. Es könnte nun sein, daß bei dem Mangel an anderen Aufgaben ein Teil der brach liegenden architektonischen Kräfte sich der Kleinwohnungsherstellung und damit dem Mietshausbau zuwendet, daß er, um überhaupt bauen zu können, hier ein Betätigungsfeld sucht, dem geistig-künstlerische Kraft dringend nottut. Es wäre falsch einem verfrühten Optimismus zu verfallen und ohne weiteres anzunehmen, daß eine solche Invasion der Künstlerarchitekten in den Bereich des Massenwohnbaus von Erfolg gekrönt sein müßte. Dem steht die Tradition dieser Zinshausherstellung entgegen. Das Unternehmertum wird selbstverständlich versuchen nach der alten Methode weiter zu arbeiten. Es wird das um so mehr tun, je größer nach Friedensschluß die Wohnungsnot und je dringlicher dementsprechend der Bedarf sein wird. Ist die Situation infolge der Sorglosigkeit, die nun einmal in diesen Dingen bei uns herrscht, so, daß ein großer Teil der Stadtbevölkerung froh sein wird überhaupt Unterkunft zu finden, so wird an eine Durchsetzung idealer Wohnforderungen sicherlich nicht gedacht werden können. Es bliebe als Antrieb nur die Notwendigkeit der Architektenschaft sich ein erweitertes Betätigungsgelände schaffen zu müssen, und es käme darauf an, wieviel Kraft sie aufbringt jene frühere Kon-

kurrenz, die sich ja auch durch den Krieg hindurchgefristet haben wird, zu verdrängen.

Dieser Verdrängungsprozeß war beim Industriebau schon vor Kriegsausbruch im Gang und hat es im Sinn der künstlerisch bestrebten Architektenschaft doch schon zu einigem Erfolg gebracht. Die Situation war ganz ähnlich wie beim Mietshausbau, mit dem Unterschied nur, daß der Auftraggeber hier für sich selbst baute und nicht von jenem eigentümlichen Spekulantentyp war, der beim Mietshausbau alle Entscheidungen beeinflußt. Es war nicht der Unverstand der Auftraggeber allein, vor allem war es auch hier wieder der Hochmut des Künstlerarchitekten, der den Industriebau den formlosesten Geistern auslieferte. Der große Architekt hätte es etwas als Entwürdigung angesehen, so man ihm, dem Künstler, zugemutet hätte einen elenden Fabrikbau zu errichten; solch profane Aufgabe, mit der die großen Baumeister der Vergangenheit ja auch nicht befaßt worden waren, war etwas, was unterhalb seiner Künstlerwürde lag. So kam es, daß das Land mit entsetzlichen Industrieanlagen weithin verschandelt wurde. Gegen diese Verschandelungen mußte es erst ein allseitiges Aufbegehren geben. Der Heimatschutz, der für die Wohnungsnot der Großstadtmassen leider kein Organ zu haben scheint, der in seiner Romantik die Großstadt überhaupt nicht als Heimat ansieht und so auch nicht gewillt ist zur Abhilfe ihrer Nöte beizuspringen, hat in der Aufputschung weiter Kreise gegen diese klägliche Bauerei der Industrie gute Dienste geleistet. Und als die Architektenschaft hier endlich eine würdige und wichtige Aufgabe erblickte, war es ihr möglich jener frühern, unzureichenden Konkurrenz mehr und mehr das Feld abzugraben. Im großen hat diese Bewegung, die in der Zeitschrift *Der Industriebau* sich ein besonderes Organ geschaffen hat, das einen Überblick über das Erreichte zu geben versucht, erst vor etwa 10 Jahren begonnen. Sie dürfte durch die Kriegsumstände Verstärkung erfahren. Die materielle Situation drängt auch den künstlerischen Teil der Architektenschaft der Industrie zu, die am ehesten in der Lage ist große Bauprojekte zu verwirklichen. Das ist jetzt während des Krieges schon geschehen und dürfte wohl für die Dauer so bleiben. Der am wenigsten bestimmbare Posten

in einer solchen Zukunftsrechnung des Architekten sind die Möglichkeiten, die sich aus der Ansammlung großer Kriegsgewinne in einzelnen Händen ergeben. Daß Beträchtliches davon in luxuriösen Einrichtungen und Wohnbauten angelegt werden wird, ist mit Sicherheit anzunehmen. Ohne die Materialschwierigkeiten hätte ein frisch-fröhliches Bauen da schon längst eingesetzt. Nur mit Bedauern ordnet man sich einstweilen dem Zwang der Verhältnisse unter. Ob diese Baufreudigkeit zu einem künstlerischen Gewinn werden kann, ob wir vor einer orgiastischen Neuauflage des Bombastes der Kriegsgewinnler von 1870 stehen, ist eine Frage, auf die eine zutreffende Antwort einstweilen niemand zu geben vermag.

Kurze Chronik Der junge Dresdener Architekt Paul Bender, einer der Wallotschüler, ist auf dem Schlachtfeld im Westen gefallen. ◊ In Berlin starb der Illustrator Georg Toppel. Er war Lehrer an der Berliner Kunstgewerbeschule. ◊ Für einen großen Saal der Cakesfabrik Bahlsen in Hannover hat A. Hölzel 3 Glasfenster geschaffen, die bei Puhl & Wagner (Heinersdorf) ausgeführt worden sind. In diesen Fenstern ist auf alles Figurliche verzichtet worden; es ist der Versuch gewagt worden ganz aus farbigen Klangwerten heraus 3 große Fenster, die zusammen eine Einheit ergeben, zu organisieren. Ein wichtiger Versuch, der durchaus gelungen erscheint. ◊ Unter den zahlreichen Batikausstellungen der letzten Zeit bot besonderes Interesse eine in Berlin gezeigte Schau durch die Arbeiten Max und Marie Fleischer-Wiemanns, die das javanische Verfahren des Batikens mit dem Tjanting im Lande selbst zu erlernen und zu entwickeln vermochten. ◊ Eine Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum, die als Dauereinrichtung gedacht ist, zeigt Soldatenfriedhöfe, die in den Etappen und im Inland angelegt worden sind. Im Osten, wo man sich ziemlich strikt an die Anweisungen des Kriegsministeriums gehalten hat; ist Vorbildliches geleistet worden; im Westen, wo man glaubte einigen Künstlern (unter anderen auch Kreis und Rehorst) nicht in den Arm fallen zu sollen, ist leider mit großmächtigen Denkmalsbauten mancherlei Unfug geschehen.